Off IV 70
Const. 15. Xr.

Vec-p.
0.
130

Des
Herrn Geheimden Rath
von Loen

Freye Gedanken

von
dem Hof, der Policey, gelehrten-
bürgerlichen- und Bauren-Stand, von
der Religion und einem beständigen
Frieden in Europa;

samt
einem Anhang
dreyer Abhandlungen
von den
Besoldungen der Minister, der Kriegszucht
und der Ausbreitung falscher Siege und
Vortheile im Krieg.

Zweyte vermehrte Auflage.

J. Theoph. Hoeffel.

Ulm Frankfurt und Leipzig
bey Johann Friederich Gaum, 1761.

Vorbericht.

Des Herrn Geheimden Rath von Loen

Freye Gedanken

haben so allgemeinen Beyfall gefunden, daß ich in drey Monath die zweyte Auflage der Presse überlassen müssen. Ich finde hierbey nichts als dieses einige zu erinnern, daß nunmehro von einem unbenannten Verfasser die Freye Gedanken von Besoldung der Minister beygefügt worden; womit sich dem Wohlwollen des Lesers empfihlet

der

Verleger.

Von dem Hofe.

Vor Zeiten hatte der größte König kaum so viele Leute an seinem Hofe, als heut zu Tage ein mittelmäßiger Fürst. Der Adel erschien daselbst nicht ehender, als bis man Ritterspiele hielt, oder wichtige Rathschläge pflog. Er wurde nicht besoldet, daß er im Müßiggang und in Ueppigkeit lebte, und durch seine Unordnungen den Staat, den Hof, das Land, und sich selbst verdarb.

Ein Canzler, einige Räthe, und ein paar Schreiber, waren zu den Geschäften des Staats genug. Die übrigen Beamten sassen in den Dicasterien: der König und das Reich waren ruhiger bey wenig Bedienten. Der Hof hatte zwar seine Aemter, sie wurden aber nicht unter so viele Oberämter getheilet, daß ein jedes wieder einen besondern Hof ausmachte. Diese Bediente müssen wieder so viel Bediente, und diese abermahl so viel Aufwärter, Leibdiener und Gesinde haben, daß die größte Einkünfte eines Staats kaum zulänglich sind, so viele müßige Leute zu ernähren.

Ein gleiches Ubel herrschet auch bey den Armeen im Felde; ein jeder Befehlshaber führet einen großen Schweif von unnöthigen Bedienten mit sich. Diese fechten nicht, sondern verzehren nur, was die arme Soldaten entbehren müssen. Sie beschweren die Züge, bringen den Mangel ins Lager, und schaden dadurch der gemeinen Sache.

Wie diese Unordnung nicht auf einmal, sondern nach und nach entstanden ist; so kan sie auch nicht wohl auf einmal wieder aufgehoben werden. Die Zeit, das Alter, der Tod, geben von sich selbst darzu die Gelegenheit; man schaft

schaft keine alte Bediente ab; man nimmt nur keine neue mehr an, und macht keine unnöthige Aemter, um müssige Leute unter zu bringen.

Viele Staatsdiener taugen zu nichts, als daß sie die Macht eines Fürsten schwächen, den Staat verwirren, allerhand Zwiespalt erregen, ihre Banden und ihren Anhang auf Unkosten des gemeinen Bestens empor treiben, und öfters selbst dem Regenten Gesetze geben.

Die Geschichten sind voll von solchen Exempeln. Wer mehr Bedienten hält, als er vonnöthen hat, der macht sich dadurch viel Geschäfte und Verdruß zugleich. Es ist nichts übler zu regieren und in Ordnung zu halten, als Leute, die voll auf leben, und nichts zu thun haben. Sie sind sich und dem Staat zur Last. Ein Fürst muß demnach für seine Leute die Gnade haben, und ihnen nicht nur Brod, sondern auch Arbeit geben.

Die Majestät braucht keines erborgten Glanzes: sie macht sich durch sich selbst verehrend; der unordentliche Schwarm der vielen geputzten Menschen, welche den Hof zieren und das Land arm machen, ist keine wahre Hoheit;

man überlasse diese kleine Ehre Staat zu machen, der Leibwache, den Kriegsbeamten, und dem jungen Adel; welcher letztere eine zeitlang den Hof besuchen sollte, um daselbst eine anständige Lebensart und gute Sitten zu lernen.

Durch die Einziehung der vielen unnöthigen Bedienten, kann ein König des Jahrs über Millionen ersparen, und dadurch seine Regierung desto ruhiger und glücklicher machen.

Von den Gerichts-Höfen.

Ein auszehrendes und jämmerliches Uebel ist heut zu Tage die Unordnung und Weitläuftigkeit der Processen. Hier dienet die Gerechtigkeit zu einem Handwerk, ihre Verwalter zu ernähren, und diejenige, die bey ihr Hülfe suchen, zu verderben. Es würde eine grosse Glückseeligkeit für die Menschen seyn, wenn man die Weitläuftigkeit der Rechtshändel sowohl, als die abscheuliche Zungendrescherenen der Gewissenlosen Advocaten abstellen könnte.

Es wäre solches nicht unmöglich. Eine ordentlich eingerichtete Landesordnung, darinn alle Hauptfälle und Rechtsfragen auf das allerdeutlichste in gemeiner Landessprache verfasset würden:

würden: ein Gericht aus redlichen, vernünftigen und Rechtskündigen Männern, die keinen weitern Nutzen von einem Proceß zu gewarten hätten, als daß sie ihn kurtz und gut ausmachten: und dann die Abschaffung aller Gerichtssporteln, Formalien, Fatalien und dergleichen oftmals recht kindischen Umständen, die nur darzu ersonnen sind, um die Gerechtigkeit zu verwirren, und eine Menge unnöthiger Gerichtsdiener zu unterhalten; diese drey Dinge würden zur Verwaltung der Gerechtigkeit einen viel leichtern Weg bahnen.

Ein jeder Kläger könnte auf die Art entweder seine Sachen mündlich oder schriftlich selbst vortragen, und darüber ein Urtheil erwarten; geschähe solches gleich nicht allemal förmlich, und nach einer ausgekünstelten Rechtsgelehrtheit; so könnte man doch daraus desto besser die Wahrheit erkennen; und ein geschickter Referent, mit weniger Mühe, einen kurzen Verlauf der Sachen (speciem facti) entwerfen, folglich ohne weitere Umstände den Spruch heraus bringen.

Würden dabey nicht jederzeit die Formalien beobachtet, so wäre dieses nur ein kleines Uebel, wenn nur das Recht nicht selbst darunter leidet,

ja, sollte auch dieses zuweilen darunter leiden, so wäre auch dieses Uebel noch nicht so groß und grundverderblich, als die abscheuliche Weitläufigkeit der Processe. Ein Uebelthäter leidet viel weniger, wenn man ihm nach einem kurzen Stand-Recht, den Kopf herunter schmeißt, als wenn man ihn etliche Jahr lang in einer finstern Gruft lebendig vergraben hält. So verlieret auch mancher weit glücklicher eine Summa Geldes in der ersten Instanz, als wenn er, durch die Kunst der Advocaten, sein ganzes Leben durch mit Gram und Aergerniß zubringen muß, ja selten seinen Proceß ehender gewinnet, als wenn er das Leben verlieret.

O verkehrte Welt! O Jammer der Zeiten! Der Unschuldige leidet, man drückt ihn, man bringt ihn um einen Theil von seinem Vermögen: Er denkt, die Obrigkeit mag richten: Gott hat sie darzu eingesetzt: Er klaget, man höret ihn; aber seine Klage ist nicht förmlich; er muß einen Advocaten annehmen: Dieser hat auf den Schlendrian geschworen, und der Schlendrian ist dargegen erkenntlich: Er schmeltzt ihm seine Suppen: Er macht seinen Schornstein rauchen: Der Client verläßt sich auf seine gerechte Sache, und der Advocat auf seinen Clienten. Sie gehen miteinander die Formalien

durch;

durch; es kommt kein Spruch: Der Client will ungedultig werden: Der Advocat aber tröstet ihn, er spricht, seine Sachen stünden gut: Es folgt ein communicetur nach dem andern: dann werden Zeugen abgehört, dann Eyde erkannt, dann über jeden Punct neue Erläuterung und Beweise gefordert: Der andere excipirt, replicirt, duplicirt, triplicirt, quadruplicirt. Endlich erscheint ein Spruch: Der Client zahlt mit Freuden dem Advocaten seine lange Rechnung: Er denckt, mein Proceß ist zu Ende: Ich habe gewonnen. Der Gegentheil appellirt: da geht der Proceß von neuem an. Hier kann der Advocat nicht allein helfen: hier müssen Agenten und Procuratoren angenommen werden. Hier gilt so viel pro arrha, so viel pro honorario, so viel für deservit, so viel für Briefe, und dergleichen. Der Client erschrickt über alle diese Dinge: aber wie, spricht er, ist dann kein GOtt, ist dann kein Recht? Der Proceß wird indessen eifrig fortgesetzt, der Richter findet immer noch etwas zu erinnern. Die Sache will nicht fort: Ein Jud, ein altes Weib, oder ein verdorbener Banckerottirer kommt zu dem Clienten, und giebt ihm einen Anschlag, seinen Proceß zu gewinnen: dieser bestehet darinn, daß er spendiren soll: nicht dem Referenten, nicht dem Richter, sondern hier und da und dort. Der

Client denkt, der Proceß habe ihm schon so viel gekost, er wolle auch noch dieses daran wagen. Der Spruch kommt: Der Proceß ist wieder gewonnen. Nun GOtt Lob und Dank, spricht der ehrliche Mann, daß ich doch endlich wieder zu meinem Geld komme. Allein vergebliche Freude! Neues Weh! Die Gegen-Parthey sucht restitutionem in integrum: Sie wird erkannt, und warum nicht? Die Gerichts-Ordnung bringt es ja wohl mit sich: Es kommen Revisiones actorum, Leuterationes, Dilationes, &c. Der Client kriegt darüber die Auszehrung: die Kräfte sinken: der Muth schwindet. Er borget Geld, um seinen Proceß fortzuführen. Er erlebt davon nicht das Ende; seine so lang geführte Rechts-Klage wird eine traurige Erbschaft für seine Kinder: darinn beruhet ihr ganzes Vermögen: ihre Noth, ihr anhaltendes Ueberlaufen, zwingen endlich den Richter zur Ungedult und zu einem Spruch. Die Execution wird erkannt, allein sie reget sich nicht: sie hat steife Hände; sie können sich nicht bewegen: Die Gold-Essenz, damit man sie schmieret, fehlet. Die Clienten haben den Proceß gewonnen, und bleiben arm.

Wer sich einbildet, man trieb allhier die Sache zu weit, der gehe nur an die vornehmste

Gerichts-

Gerichts-Höfe, und lasse sich daselbst eine Verzeichniß der Processen geben, die über fünzig, ja gar über hundert Jahr vor Richter uud Recht geschwebet; er wird mit gerührtem Mitleiden, wo nicht mit Grausen und Entsetzen, die traurige Schicksale solcher unglückseligen Parthenen hören; und bekennen müssen, daß sie wären glücklicher gewesen, wenn sie auch gleich bey der ersten Instanz ihren Proceß verloren hätten.

Noch eins: sollte man den Schlendrian abschaffen, was würde man hernach mit den vielen Juristischen Büchern machen? Sollten die Buchhändler solche alle ins Maculatur schlagen? Die meisten dürften vielleicht keiner grössern Ehre würdig seyn; doch finden sich darunter auch viele gute und vortrefliche Schriften, die man nicht genug in Ehren halten kann: theils sind sie auch nöthig. Denn daß ein Richter ein Rechtsgelehrter, wie der Geistliche ein Schriftgelehrter, und der Artzt ein Naturkündiger seyn soll, ist wohl keine Frage. Ein Richter muß also die Gründlichkeit und die Ordnung einer Wissenschaft besitzen, welche ihn fähig macht die verwickelste Vorfälle zu entscheiden, und über die verworrenste Streitfragen ein geschicktes Urtheil zu fällen. Die wohl außgearbeitete Rathschläge berühmter Rechtsgelehrten dienen hierzu:

Sie sind billich als Schätze einer so nöthigen Wissenschaft aufzubehalten. Auch sind die Römische Gesetzbücher mit nichten hintan zu setzen: Die Römer waren kluge Leute, sie hatten trefliche Einsichten: Sie waren geschickt, Gesetze und Ordnungen zu machen. Wir können uns in gleichen Fällen ihrer Aussprüche noch mit gutem Vortheil bedienen. Nur darinn gehen wir zu weit, wenn wir bey unserer heutigen Verfassung, die so sehr von der Römischen entfernet ist, da wir andere Sitten, andere Gebräuche und eine andere Religion haben, alles noch auf Römisch schlichten und ausmachen wollen.

Wie nun die gröste Schwierigkeiten bey den Processen dadurch gehoben würden, wenn ein jeder seine Klagen einfältig, ohne Rechts-Allegationen, und Einstreuung fremder dahin nicht gehörigen Dingen, in Person, oder durch einen Sachwalter, oder bey höhern Gerichten, schriftlich vortragen, und darüber sein Urtheil erwarten müßte; also sollte auch ferner nicht wenig zur Erleichterung des Justitz-Wesens mit beytragen, wenn alle Kaufleute, Künstler und Handwerker; ingleichen alle Kirchspiele, Universitäten, Kriegsämter, und dergleichen, ihre gewisse Ordnungen und Gesetze unter sich hätten, auf solche mit Nachdruck hielten, und ihre dahin

gehörige

gehörige Streitigkeiten, als bey ihrer ersten Instanz, durch ihre Aeltesten und Vorsteher ausmachen liessen; wobey ihnen auch zu gestatten wäre, alle Unordnungen und Verbrechen, welche nicht in die peinliche Rechte liefen, mit gewissen Geldbusen und willkührlichen Strafen zu ahnden.

Auf diese Weise würden die Richter nicht über alle und jede Kleinigkeiten, so oft und viel angelaufen werden, und die meiste Sachen, welche bey den Ober-Dicasterien, wegen der Menge der Klagenden und der weitläuftigen Proceß-Ordnung öfters gar liegen bleiben, könnten zum Besten der streitenden Partheyen weit kürzer und mit weniger Mühe ausgemacht werden.

Von der Policey.

Die Policey ist das einzige Mittel im bürgerlichen Leben Ruhe, Ordnung und gute Sitten zu unterhalten. Es ist nicht genug, daß man einen Staat gegen auswärtige Feinde schützet, und darinn die Nahrung zu befördern sucht. Ein Volck, das bey seinem Ueberfluß keine Policey hat, ist wie ein wohlgefüttertes Pferd, welches nicht zugeritten ist; es lässet sich schwer regieren, und gehet öfters mit seinem Reuter durch, wenn es ihn nicht gar herunter wirft.

Bey den alten Deutschen galten, nach dem Zeugniß eines Römischen Geschichtschreibers, die guten Sitten mehr, als die Gesetze. Betrübtes Andencken! Nun gelten schier weder die eine noch die andere mehr. Wir leben bey allem Druck der Gewaltigen, in einer Sorglosen Freyheit. Ein jeder thut, was er will: wir wagen alles, wir setzen alles aufs Spiel. Geräths, so geräths: wer verdirbt, der verdirbt. Man schilt auf böse Zeiten: man wirft die Schuld auf die Regenten; wo nicht gar auf die göttliche Vorsehung. Dieses ist die allgemeine Philosophie; so urtheilt der Pöbel, so denckt der Burger, so vermißt sich der Adel. Was Wunder, daß die alte Redlichkeit verloschen ist, daß die Boßheit herschet, daß die Unordnungen überhand nehmen, und die Laster schier zu Tugenden geworden sind.

Billig sollte man die Policey in den Tempeln suchen. Billig sollte die Religion selbst uns zu ihrer Beobachtung anhalten: billig sollten die Begriffe von GOtt, der alles durch Weisheit und Ordnung regieret, auch die Menschen bewegen, all ihr Thun gleichfalls nach dieser Regel einzurichten. Weil aber die Religion ihre Kraft, und die Tugend ihr Ansehen bey den Menschen verlohren hat; so ist es nöthig, sie wenigstens

durch eine gute Policey von den gröbsten Ausschweifungen und Lastern abzuleiten, und, wann es möglich wäre, sie auch zum guten zu zwingen.

Die Haupt-Absicht einer guten Policey gehet dahin, Ruhe und Ordnung, Zucht und Sicherheit, Nahrung und Billichkeit im gemeinen Wesen zu erhalten. Sie duldet nicht, daß einer sein Gut verprasse, noch daß er dessen Verlust auf den Umschlag der Karten und Würfel setze: sie duldet nicht, daß sich die Leute ohne alle Vernunft heyrathen, und nachgehens ihre Ehen mit Zank und Hader führen: sie duldet nicht, daß man die Kinder übel erziehe, und im Luder und Müssiggang aufwachsen lasse; sie duldet nicht, daß einer den Adel und große Titul kaufe, den keine Verdienste darzu würdig machen. Sie setzet dem Hochmuth Schranken, und machet keinen Hochgebohrnen, der in der Werkstatt oder in der Krambude Jung worden ist. Die Policey lässet das Gesinde nicht Herr seyn, noch dem Pöbel die Freyheit, Gesetze und Gebräuche zu machen: sie gestattet nicht, daß sich Leute in Sammet, in Seiden, in Gold und Silber kleiden, die das Geld darzu borgen; oder die von solchem Stand sind, daß sie auch alle Wolle und Leinwand zierten. Sie vergönnet

net der wilden Jugend nicht, ihre unordentliche Begierden in verbottenen Winkeln abzukühlen: sie überliefert den Balger dem Blutgericht, als einen Todschläger, uud den Banckerottirer dem Kercker, als einen Dieb: sie spannet die liederliche Müßiggänger in Karn, und schliesset das leichtfertige böse Gesindel in die Zuchthäuser: sie hält die Strassen von Landstreichern und Bettlern rein, und versorget die Armen und Nothleidende in den Hospitälern: sie füllet die Magazinen mit Vorrath, und kauffet nicht erst die Früchte auf, wenn sie schon theuer sind: sie gibt den nöthigsten Lebens-Mitteln ihren gemessenen Preiß, und verstattet nicht den Gastwirthen, daß sie die Fremde und Reisende frevelhaft übernehmen. Die Krancke werden nicht durch unerfahrne Aertzte, nach der Methode, und durch die Quacksalber, ohne Methode, ums Leben gebracht: die Handwercksleute erfrechen sich nicht, wenn sie einem etwas verderben, für diese Bemühung noch die Zahlung zu fordern: und dem Kaufmann gehet es so leicht nicht hin, wenn er seine verdorbene Waaren für gute verkauft.

Eine gute Policey hemmt das Gezäncke in den Kirchen, und die Misbräuche in den Schulen: sie erlaubet nicht, einem jeden Gelehrten alles, was ihm einfällt, drucken zu lassen; sie beschrän-

beschränket diese allzugroße Freyheit durch vernünftige Regeln, und lässet nichts in die Buchläden kommen, als was nützlich und was gut, was angenehm und was erbaulich ist.

Von dem Soldaten-Stand.

Der Soldaten-Stand ist ein nöthiges Uebel. Wären die Menschen ordentlich, gerecht und vernünftig, so brauchten sie keine solche strenge Beschützer der gemeinen Sicherheit. In einer so durchaus verdorbenen Welt aber kann man diese Leute nicht entbehren. Nur ist es nöthig, daß man ihre Verfassung mehr nach derjenigen Absicht einrichte, darum sie gehalten werden.

Der Soldaten-Stand hat in Ansehung der Zucht und Ordnung noch etwas voraus, und würde deswegen auch leichter als andere Stände zu verbessern seyn. Die Ehre, um welche einer dienet, ist allein fähig, ihn zur Beobachtung seiner Pflichten anzuhalten: man muß ihm nur einen rechten Begrif von der Ehre beybringen. Man muß nicht die Tollkühnheit zur Tapferkeit, den Frevel zum Heldenmuth, die Leichtfertigkeit zur Freyheit nud den Muthwillen zur Artigkeit machen. Der Soldat soll der menschlichen Gesellschaft nicht zur Qual und

zum Schaden, sondern zum Schutz und Sicherheit dienen. Dieses ist die eigentliche Ehre seines Berufs, und darinn bestehet seine gantze Würde.

Allein, so lange man darzu allerhand liederliches und ehrloses Gesindel aus allen Winkeln der Erden zusammen wirbet: so lange man darzu nur wilde, müssig und viehische Pursche nimmt, die sonst zu nichts taugen, als daß sie das Schieß-Gewehr handthieren, den Ranzen schleppen, und den Landmann plagen können; so lange die Befehlshaber selbst weder den Krieg verstehen, noch die wahre Ehre können; so lange der Soldat überhaupt die verkehrte Einbildung heget, er dörfte nichts lernen, und hätte mehr Freyheit als andere Menschen, wider alle Gesetze und gute Sitten zu handeln. So lang ist er der Erden ein Fluch, und die Schande des menschlichen Geschlechts. Denn das blose Rauben, Plündern, Sengen, Brennen, Morden, Würgen und Menschen schlachten, ist fürwar keine Handthierung, die sich für ehrliche Leute schicket: wo nicht die gemeine Sicherheit und die Umstände eines gerechten Kriegs ein solches Opfer von Menschen-Blut erfordern.

Soll demnach der Soldaten-Stand das wahre Metier d'honneur, oder Ehren-Handwerk

werk seyn; so müssen solches Leute bekleiden, die Vernunft, Großmuth, Güte und Tapferkeit besitzen, und die als Schutz-Engel vor ihre Mitbürger und die gemeine Wohlfahrt wachen.

Daß bisher zu den Unordnungen des Kriegs-Standes, die im Sold gedungene Soldaten meistens Ursach gegeben haben, ist wohl eine unter vernünftigen Leuten ausgemachte Sache: man weiß solches schon lange. Es will aber dem ungeacht keiner von unsern Potentaten damit den Anfang machen, und solche abschaffen; sie sind vielmehr darauf desto eifriger geworden, dergleichen aus allerley Volck zusammen geraftes müssiges Gesindel, zum Verderben ihrer Länder, in noch grösserer Anzahl, als je zuvor geschehen ist, beständig auf den Beinen zu halten.

So lange aber Vernunft und Erfahrung gelten, so wird man schwer zu bereden seyn, daß dieses zum besten des Landes geschehe. Es wäre demnach viel rathsamer, man schafte die um Sold gedungene Soldaten ab, und errichtete dargegen eine ordentliche National- und Land-Miliz. Dieses könnte auf eine Art bewerkstelliget werden, daß darunter weder die Kammer, noch das Land beschweret; der Zweck aber, um welchen die Soldaten dienen sollten, weit vollkommener erhalten würde.

Man suche nemlich sowohl in den Städten, als auf dem Lande die gesundeste und tüchtigste Leute aus, die Lust zu dienen haben, und dazu Muth, Geist und Geschicklichkeit besitzen. Diese lasse man in allen zum Krieg gehörigen Wissenschaften wohl unterrichten: man gebe ihnen eine gleichförmige saubere Kleidung, nebst einem kleinen Gehält, welchen man nach Nothdurft vermehret, wenn sie ins Feld rücken; im übrigen aber lasse man einen jeden bey seinem Handwerk und in seiner Nahrung. Man theile sie nach denen Städten und Provinzen in Horden und Regimentern ein, und lasse sie von Zeit zu Zeit, nachdem es die Umstände leiden, auf gewissen Plätzen zusammen kommen, und sie ihre Kriegs-Uebungen machen: man gebe ihnen tüchtige und ansehnliche Männer zu Befehlshabern, und gönne ihnen alle die Ehre, Freyheiten und Vorzüge, die sonst rechtschaffene Kriegs-Leute zugeniessen haben. Man halte in den Gräntz-Vestungen eine gewisse Besatzung, welche von halb Jahr zu halb Jahr mit andern könnte abgewechselt werden; damit wenigstens alle zwey Jahr jeder Soldat ein halbes Jahr würcklich Dienste thun müsse (*). Die Vestungs-Plätze könnten

(*) Besiehe hierüber die V. Betr. der Staats-Kunst von der gemeinen Sicherheit in Ansehung des Land-Friedens, pag. 74. wo von der Aufrichtung eines beständ-

könnten zugleich die höhe Schulen für den jungen Adel, für die Cadets und andere Soldaten abgeben; wo sich beständig ein Kern der ältesten und besten Officiers, nebst andern geschickten und erfahrnen Leuten aufhielten.

Durch eine solche Verfassung des Soldaten-Standes könnte ein Fürst mit weit weniger Kosten die besten Truppen beständig auf den Beinen haben, und jederzeit auf den ersten Wink, wenn es die Noth erfordert, ins Feld rücken lassen: sie würden weder durch ihre Liederlichkeit, noch durch ihren Müssiggang, noch durch ihre Ausschweifungen dem Staat zur Last fallen: sie würden sowohl nützliche Bürger im Frieden, als tapfere Streiter im Krieg abgeben: Sie würden nicht, wie insgemein der im Sold geworbene Soldat, bey dem ersten Feuer durchgehen; oder wohl gar zu dem Feind überlaufen: Sie würden die wahre Ehre, den Fürsten, und die Ihrigen lieben: Sie würden ihr Vaterland schützen, und ihren Feinden ein Schreken seyn.

Von dem Adel.

Der Adel ist an und vor sich selbst nichts würkliches. Er hat in der bürgerlichen Gesell-

beständigen und im Land seßhaften Soldatens, an statt der Fremden um blosen Sold dienenden Truppen ausführlich gehandelt wird.

schaft keinen andern Vortheil, als daß er, mit etwas weniger Narrheit, darf stolzer und hochmüthiger als andere Menschen seyn. Alle seine Titel, Wappen, Stamm-Tafeln und Ahnen-Register, wären sie auch noch so schön und durchläuchtig, machen ihn weder vernünftiger noch glücklicher. Der Bauer ist sowohl gebohren, wie der Edelmann: Die Natur giebt beyden gleiche Rechte: Nur alsdann hat der Adel etwas voraus, wenn er Geld und Güter besitzet, wenn er wohl gezogen ist, und wenn er bessere Sitten hat, als der gemeine Mann.

Hieraus erhellet, daß der wahre Adel nicht in einer edlen Geburt bestehet; sondern in einem edlen Leben. Er ist eine Frucht der Tugend, und schreibet sich aus dem Geschlecht der wahren Ehre. Der ist der beste Edelmann, den Treue, Muth und Witz zum Ritter schlagen; Alles übrige, womit der gebohrne Adel sich brüstet, ist Wind, Wahn und Einbildung.

Die Aufführung des Adels muß nichts niederträchtiges, nichts unreines, und nichts pöbelhaftes haben: sein ganzes Thun muß etwas edles und großmüthiges begleiten. Die Gewohnheit hat deswegen alle mechanische Handthierungen dem Adel für unanständig erkläret, und ihm darge-

dargegen die Wissenschaften, den Hof, den Krieg, die Magistrats-Würden, nebst der Land-Oeconomie angewiesen.

Die Handlung ins Grosse, hat nach dem Zeugniß der klügsten Völker, nichts, das dem Adel zuwider ist. In den ältesten Zeiten sind dergleichen Handelsleute, wenn sie viele Reichthümer besassen, für edel gehalten worden. Es ist auch der Natur gemässer, daß Leute, die durch große Handelschaften, Seefahrten und Manufacturen vielen Menschen, Nahrung geben, und dadurch den Staat empor bringen, dem Adel gleich geachtet werden; denn, weil sie reich sind, so können sie sich auch demselben am gleichförmigsten aufführen; doch gönnt ihnen das Herkommen und der Gebrauch in der Welt nur den untersten Grad des Adels, und erlaubet ihnen nicht, sich höher aufzuschwingen, als bis sie die Handlung niederlegen, und eine von den Lebens-Arten, davon oben Meldung geschehen ist, ergreifen.

Wer Geld und Güter hat, und sich damit weiß auf eine anständige und beliebte Art heraus zu setzen, der kann den Adel viel besser führen, als ein armer Dorf-Junker, der im Luder lebet, und den die Bauren Ihr Gnaden heissen, und ihm dabey das Brod borgen.

Ehedessen galt der Adel viel; nicht, weil er edel gebohren war, sondern, weil die Geburt ihn veranlaßte, sich durch Tugend nnd Tapferkeit von dem gemeinen Mann zu unterscheiden: Er ehrte die Wissenschaften, und die Wissenschaften ehrten ihn: Er sprach und urtheilte anders als der Pöbel: Er begieng nichts niederträchtiges: Er bekleidete die ersten Stellen bey Hof: Er half die Städte und Länder regieren: Er machte sich eine Ehre aus der Gottesfurcht: Seine Andacht riß ihn zu den Füssen des Altars, und seine Tapferkeit machte seine Feinde beben: Der Fürst brauchte keine Soldaten: Wer ein Ritter sein wollte, der setzte sich mit seinen reußigen Knechten auf, und eilte damit seinem Fürsten und seinem Vaterland zu Hülfe. So war der Adel, so war die Ritterschaft der alten Zeiten.

Wenn man den heutigen Adel beschreiben wollte, so würde es vielleicht ein Gespötte heissen; man müßte das Lächerliche hin und wieder auch abmahlen, und da würde die Wahrheit etwa manchen allzunatürlich treffen: Wir wollen lieber schweigen, unsere Schande bedecken, uns rathen lassen, und uns bessern.

Von dem gelehrten Stand.

Der gelehrte Stand ist eigentlich kein besonderer Stand: Es geziemet allen Menschen

etwas

etwas zu wissen: Wir sollten alle nach den Absichten des Schöpfers verständige Creaturen und Schüler der Weisheit seyn. Wir sollten uns, ein jeder nach seinem Stand und nach der Fähigkeit, die er besitzet, in allerhand nüzlichen Künsten und Wissenschaften unterrichten lassen; Denn, wo der Weisen viel sind, da ist des Volkes Heil.

Allein, was findet man heut zu Tage nicht unter den Gelehrten für seltsame Geschöpfe? Man sollte es in der That für keine Glückseeligkeit halten, etwas zu wissen, wenn uns die Erlernung der Wissenschaften in Gefahr setzet, die wunderlichste und unerträglichste Menschen zu werden. Ehedessen hielt man auf blosse Weisheit, und man lernte die Wissenschaften in keiner andern Absicht, als, um weise zu werden. Heutiges Tags machen wir daraus ein Handwerk, die Menschen und den Staat damit zu verwirren. Man zanket um Meynungen, und ergibt sich übrigens allen Thorheiten und Ausschweiffungen. Die wenigste Lehrer erfüllen die Pflichten eines Berufs, dessen Wichtigkeit sie selbst nicht kennen. Die meisten lassen sich darzu aus Noth gebrauchen, weil sie nicht besser unterkommen können. Grosses Unglück! Man sollte darzu die vortreflichste Männer aus-

suchen,

suchen, und sie deswegen vor andern ehren und wohl halten.

In den alten Zeiten hatten die gröste Weltweisen ihre eigene Schulen. Alte und Junge kamen darinn zusammen. Die Redner waren die gröste Leute in der Republic, und es war einem Helden eben so anständig vor dem Volk zu reden, als Schlachten zu gewinnen. Diese Zeiten sind nicht mehr. Die Würde eines Lehrers beflecket nun die Würde des Adels, und die Unwissenheit ist beynahe das Kennzeichen einer vornehmen Geburt.

Drey Sachen haben zu unsern Zeiten die Gelehrten in der Welt verächtlich gemacht: Ihre ungesittete Lebens-Art: Ihr närrischer Hochmuth, und die viele Bücher, die sie drucken lassen. Es ist natürlich, daß Leute, die, anstatt mit Menschen umzugehen, fast immer zu Hause über ihren Büchern sitzen, und sich da in ihre eingebildete Vortreflichkeit verlieben, nach und nach unbelebt, finster und lächerlich werden. Deswegen ehedessen der Pfälzische Churfürst, Carl Ludwig, auf Befragen warum er keine Hofnarren hielt, zur Antwort gab, daß er, wenn er lachen wollte, ein paar von seinen Professoren zu sich auf das Schloß kommen, und sie wa-

cker zusammen disputiren ließ. Man hat also Ursache, die Wissenschaften zu fliehen, wenn sie aus Vernünftigen Unwissende, Thörichtgelehrte und albare Menschen machen.

Ich bin nie der Meynung gewesen, daß die Erfindung der Buchdruckerey der Menschlichen Gesellschaft sehr nützlich sey. Unter wenig guten Büchern, die dadurch den Menschen gemein worden, sind ihnen unzehlich viel schlechte in die Hände kommen. Wir werden dadurch von den reinen Quellen der Wissenschaften abgegeführet; und die Zeit, die edle Zeit, die wir anwenden könnten, die gründlichste Sachen zu lernen, gehet mit Lesung so vieler nichtswürdiger Dinge verlohren. Der Verstand, welcher die schönste Wahrheiten in seiner ersten Unterweisung am leichtesten fassen könnte, wird dadurch nur verwirrt und aufgehalten. Vorurtheile, unrichtige Schlüsse, und das Ansehen der Lehrer, welche die Bücher schreiben, umnebeln gleichsam seine Beurtheilungs-Kraft, und er findet desto mehr Mühe, das Wahre von dem Falschen zu unterscheiden, und seine Begriffe auszuheitern.

Wie viel Unordnungen, wie viel Zwiespalt, wie viel Blutvergiesen haben nicht bey

uns

uns die Religions-Streitigkeiten verursachet? Wir machen einen abscheulichen Lermen, um die Erhaltung der Wahrheit: Ein jeder behauptet, daß er solche hätte; man streitet, man disputiret darüber: man schilt, man verdammet, man verfolget sich einander. Dieses ist noch nicht genug; man schmeiset sich auch wohl gar, wenn man kann, einander darüber tod. Sollte man nicht die Wissenschaften verwünschen und verbannen, die in der menschlichen Gesellschaft solche Unordnungen und solchen Jammer verursachen? Sollte man nicht vielmehr diejenige glückselige Unwissenheit und Einfalt preisen, die Treue und Redlichkeit erhält, und die Menschen zusammen in einer süssen Eintracht verbindet?

Dieses Uebel würde sich nie so weit ausgebreitet haben, wenn der Misbrauch einer so edlen Kunst, als die Buchdruckerey ist, nicht darzu noch mehr Gelegenheit gegeben hätte. Die Zänkereyen der Gelehrten würden unter den Gelehrten geblieben seyn, und nicht zugleich auch das Volk in ihre Secten und Banden mit eingeflochten haben. Es würden nicht so viele Cursus Theologiæ und Catechismi durch den Druck heraus gekommen seyn; welche, indem sie den Glauben lehren sollen, denselben verwirren, wo

nicht gar niederreissen. Wie es dann leicht zu beweisen stünde, daß, seitdem dergleichen Schriften mehr, als vorher, in der ganzen Zeit, von Christi Geburt an zu rechnen, heraus gekommen sind; daraus man mit wenig Mühe und durch die Kunst der Folgen eines Satzes aus dem andern wieder so viele besondere Religionen machen könnte. Der ungeheuren Menge der Streit-Schriften, welche mit der grösten Wuth und Schmähsucht geschrieben sind, nicht einmal zu gedenken.

In der Rechtsgelahrheit ist dieser Mißbrauch des Bücherdruckens auf einen gleichen Grad gestiegen, doch haben darinn die verschiedene Meynungen nicht solche Zerrüttungen und Spaltungen im gemeinen Wesen, als die Religions-Streitigkeiten, nach sich gezogen.

Ob man in den übrigen Theilen der Gelehrsamkeit, durch die Erfindung der Buchdruckerey, weiter als die Alten gekommen sey, läßt sich daraus urtheilen, da wir meistens nur dasjenige wieder aufwärmen, was jene durch ihre Scharfsinnigkeit ausgedacht, und der Nachwelt hinterlassen. Wir bedienen uns bey allem eingebildeten Fortgang der Wissenschaften, doch immer dieser verjährten Wegweiser; und wenn es

einer unter uns im Bücherschreiben sehr weit gebracht hat; so erlanget er doch alsdann erstlich den grösten Ruhm, wenn man ihm die Ehre erweiset, daß man seine Schriften mit denjenigen der alten Griechen und Lateiner vergleichet; welche unstreitig die Geschicklichkeit besassen, mit einer Zeile mehr zu sagen, als wir öfters mit vielen mühsam aufeinander gearbeiteten Worten nicht auszudrücken vermögen.

Von dem bürgerlichen Stand.

Unter dem Wort Bürger werden im allgemeinen Sinn alle und jede Glieder eines gemeinen Wesens verstanden. Hier aber ist nur die Rede von einem Bürger, der bürgerliche Nahrung und Handthierung treibet, und in einer Stadt wohnet.

Die Kaufmannschaft ist wegen ihrer Nutzbarkeit und Nothwendigkeit besonders hoch zu schätzen; und deswegen auch in einem Land bey allen ihren Freyheiten und Bequemlichkeiten mit möglichster Sorgfalt zu erhalten. Sie gibt einem Land Nahrung: Sie erhält darinn den nöthigen Umlauf des Geldes, und ist das sicherste Mittel, solches reich und mächtig zu machen.

Unter

Unter allen Lastern, die in einer Republic im Schwang gehen, hat keines eine glücklichere Bedeutung, als wenn die Kaufleute stolz werden, und prächtig leben; dieses aber verstund vor einiger Zeit ein sicherer Fürst unrecht. Er hatte verschiedene zur Handlung wohlgelegene Plätze: Es zogen sich viel Kaufleute dahin: Sie erwarben durch ihre Handelschaft und Schiffahrt großen Reichthum. Wo Geld ist, da zeiget sich auch Muth: Die Kaufleute wurden hoffärtig, sie lebten wohl; sie thaten sich hervor. Der Adel wurde darüber eifersichtig. Der Fürst meynte, er wolte die Eitelkeit dieser Leute einschrenken: Ein wenig Policey hätte solches thun können: allein der Fürst wollte auch dabey seine Einkünfte vermehren: Er druckte die Handlung mit neuen Auflagen, er doppelte die Zölle, und belegte alle fremde Waaren mit einem unerträglichen Accis. Der Umschlag mit den Ausländern hatte damit ein Ende: Handel und Wandel geriethen in Abnahme. Der Kaufmann wurde demüthiger, und das Land arm. Der Vertrieb der einheimischen Manufacturen war verstopft, das Geld mangelte. Der Fürst wurde es am ersten gewahr: Seine Einkünfte, die er verbessern wollte, kamen sparsamer ein. Das Volk klagte: die Nahrung war gehemmt: Man wollte die Handlung wieder in Gang brin-

 gen,

gen, allein vergebens; sie war einmal weg: nicht anders wie ein Flug Vögel, den ein Jäger mit einem Schuß zerstreuet.

Man muß also der Handlung Freyheit lassen; nur darinn muß man sie einschränken, daß Treue und Glauben, Wahrheit und Gerechtigkeit dabey gehandhabet, und dargegen diejenige Misbräuche, welche schädlich sind, sorgfältigst aus dem Wege geräumet werden.

Eines der grösten Uebel in der Handlung ist der ausgelassene Frevel der Banquerotirer. Diese sind gleichsam heut zu Tage privilegirte Diebe: Sie stehlen unter dem Schein eines ehrlichen Mannes: Sie machen Figur mit anderer Leute Geld: Sie erwerben sich Freunde mit dem ungerechten Mammon. Sie sind die beste Männer: den sie schenken alles ihren Weibern: wenn sie hernach nicht weiter können, so geben sie ihren ehrlichen Namen mit samt der Handlung auf. Sie zahlen niemand; Es heißt, sie wären unglücklich gewesen, sie wären um alles kommen, und leben hernach von dem Vermögen ihrer Frauen eben so gemächlich als zuvor.

O schändliches Recht! das solchergestalt den Grund aller Gerechtigkeit durchwühlet, und ihre

ihre heiligste Gesetze umstürzet! Man verdammt denjenigen zum Galgen, der aus Noth stihlet, und ein Banquerotirer, der tausend wagt, darunter öfters kaum zehen sein eigen sind; und der aus Uebermuth nicht weiß, wie er genug verprassen soll; dem sollten die Gesetze noch zu Hülfe kommen, und ihm anstatt der wohlverdienten Strafe noch gemächliche Tage verschaffen? O Zeiten! O Sitten.

Die Handwerker haben ihre Zünfte; diese sind nicht ohne Nutzen, wenn sie dadurch Zucht, Ehrbarkeit und gute Ordnungen unter sich halten: Ihre Gebräuche aber müßen nicht närrisch seyn, noch andern Menschen zum Nachtheil gereichen. Von dieser Art ist das verkehrte Recht, dessen sich die Handwerksleute in gewissen Städten anmassen, daß man alles bey ihnen müße arbeiten lassen, darbey sie ihre Arbeit über den Werth schätzen, sie mag gerahten seyn oder nicht. Dieses ist wider alle Vernunft und Billigkeit. Der Betrug, der Uebermuth, und die Liederlichkeit der Handwerksleute wird dadurch genähret. Sie vernachläßigen darüber ihre Arbeit, und denken, man müße ihnen solche doch bezahlen. Man ist deswegen übel mit diesen Leuten dran: Sie meynen, sie müßten gleichwohl mehr verwohnen: Es seye kostbar in

den Städten zu leben; sie müßten solches auf ihre Arbeit schlagen: Allein, welchen Nutzen hat das gemeine Wesen davon, daß solche Leute nur in den Städten sich aufhalten? Was verbindet sie für ein Gesetze, daß sie mehr ausgeben, und üppiger leben, als die Leute auf dem Lande? Warum soll man ihnen ihre Arbeit um so viel theurer bezahlen? Meynet man, die Städte würden dadurch in Abnahm kommen? Wie! daß die größte Städte in Europa, London, Paris, Amsterdam, u. s. w. Nahrung genug haben, ohne, daß man darinn den Handwerksleuten einen solchen ganz ungereimten Vorzug verstattet.

Von dem Bauren-Stand.

Ehedessen war der Feld- und Gartenbau eine Beschäftigung großer Leute: Fürsten waren Hirten, und Helden pflanzten Bäume. Heut zu Tage ist der Landmann die armseeligste unter allen Creaturen: Die Bauren sind Sclaven, und ihre Knechte sind von dem Vieh, das sie hüten, kaum noch zu unterscheiden.

Man kommt auf Dörfer, wo die Kinder halb nackend laufen, und die Durchreisende um ein Allmosen anschreien. Die Eltern haben

kaum noch einige Lumpen auf dem Leib, ihre Blösse zu bedecken. Ein paar magere Küh müssen ihnen das Feld bauen, und auch Milch geben. Ihre Scheuren sind leer, und ihre Hütten drohen alle Augenblick über einen Haufen zu fallen: Sie selbst sehen verkamt und elend aus; man würde noch mehr Mitleiden mit ihnen haben, wann nicht ein wildes und viehisches Ansehen ein so hartes Sicksal an ihnen zu rechtfertigen schien. Wehe dem Fürsten! die durch ihre Tyranney, durch ihre Wollüste, und durch ihre üble Haushaltung den Jammer so vieler Menschen verursachen.

Der Bauer wird wie das tumme Vieh in aller Unwissenheit erzogen; Er wird unaufhörlich mit Frohn-Diensten, Boten-Laufen, Treib-Jagen, Schanzen-Graben, und dergleichen, geängstiget; Er muß von Morgen bis Abend die Aecker durchwühlen; es mag ihn die Hitze brennen, oder die Kälte starr machen. Des Nachts ligt er im Felde, und wird schier zu einem Wild, um das Wild zu scheuen, daß es nicht die Saat plündere. Was dem Wild-Zahn entrissen wird, nimmt hernach ein rauher Beamter auf Abtrag der noch rückständigen Schoß- und Steuer-Gelder weg.

Wenn nun hier der nicht minder boshafte als gequälte Bauersmann seinem Herrn etwas unter schlagen, und mit List entwenden kann, so thut er solches mit dem besten Herzen von der Welt; und bildet sich ein, die Gerechtigkeit sey nur ein ausgedachter Vortheil der Großen, damit sie sich alles zueignen könnten; wenn ihm also die Furcht der Strafe nicht bang machte, so würden die zehen Gebote ihn schwerlich von den gröbsten Missethaten zurück halten.

Solche traurige Beschaffenheit hat es heutiges Tages mit demjenigen Stande, der an und vor sich selbst der allerunschuldigste und nützlichste ist. So sehr aber darinn wider alle natürliche Billichkeit gehandelt wird, da man durch eine unumschränkte Gewalt den grösten Theil der Menschen ins äuserste Elend stürtzet, so wenig Vortheil entstehet auch daraus dem Staat. Was kann ein armes Land, was kann ein mageres Feld dem Herrn für Nutzen abwerfen? Heißt das regieren? Heißt das wirthschaften.

Ein großer Fürst, dessen Weisheit ihn noch mehr als seine Crone erhoben hatte, pflegte ehedessen zu sagen: er hätte weder Mangel an Geld, noch an Soldaten, so lange seine Bauren noch silberne Knöpfe auf den Kleidern trügen.

gen. Was kann richtiger seyn als dieser Schluß? So lang der Unterthan etwas im Vermögen hat, so lang kann er auch sein Hauswesen ordentlich bestellen, seiner Nahrung nachgehen, seine Felder mit Nutzen bauen, und von allem die Gebühr seinem Landesherrn desto ordentlicher entrichten.

Versiehet er etwas gegen die Gesetze, so hat er so viel im Vermögen, daß man ihn dafür bestrafen kann; ohne daß man ihn deswegen darf von seiner Nahrung wegnehmen, und ins Gefängniß sperren: bedrohet ein feindlicher Einfall das Land zu verheeren, so hat er etwas dabey zu verliehren; Er ergreift selbst die Waffen, um sein Vaterland, seinen Herrn und sein eigen Gut zu vertheidigen. Braucht der Fürst Geld, so kann er solches bey seinen eigenen Unterthanen aufnehmen, und hat nicht nöthig, Land und Leut dafür mit hohen Zinnsen und großer Gefahr an seine Nachbarn zu versetzen. Endlich, hat der Unterthan etwas im Vermögen, so kann er seine Kinder auch etwas lernen lassen; Er kann auf diese Weise dem Staat vernünftige Einwohner, getreue Bürger, und gute Haushälter erziehen.

Diese wichtige Gründe wollen heut zu Tage wenig Fürsten mehr einleuchten; sie plündern

ihr eigen Land; sie folgen jener spanischen Königin, welche zu sagen pflegte: der Bauer sey reich genug, wenn er eine aus Binsen geflochtene Matratze zum Lager und einen groben leinenen Kittel zur Kleidung hätte; weil er sonst, als die boshaftigste von allen Creaturen, nicht zu bändigen wäre; allein, was richtete sie damit aus, als daß endlich ihre Bauren den Pflug verliessen, sich aufs Rauben legten, und das ganze Land unsicher machten.

Unseelige Fürsten! die ihr euch Helden, Schutz-Engel und Landes-Väter nennen lasset, seyd ihr nicht vielmehr, wann ihr solchen grausamen Regungen folget, und eurer Unterthanen Schweiß und Blut eurem Uebermuth, eurer Wollust, und eurer Ueppigkeit aufopfert, der Bezüchtigung eines Raubers unterworfen, der dem Macedonischen Alexander vorwarf, er sey noch ein weit größerer Räuber, als er. Sollte nicht, wenn ihr ja noch einen GOtt glaubet, die Vorstellung desjenigen Gerichts euch erschüttern, da nach dem gerechtesten Maas einem jeden soll vergolten werden, was er hier in dieser Welt Gutes und Böses gethan hat?

Die Verbesserung eines Staats ist mit nichten so schwer, als man sich solche einbildet.

Ein kluger Regent darf nur vom Mitleiden gerühret werden, so viele Menschen unter seiner Bothmäsigkeit im Elend zu sehen; so ist diese Empfindung schon genug, ihm gute Rathschläge an die Hand zu geben.

Von der Religion.

Die Religion ist eine Erkänntniß GOttes, und derjenigen Pflichten, die wir in Ansehung unserer Handlungen zu beobachten haben. Sie ist der Grund von aller Glückseeligkeit des Menschen: ohne Religion ist kein ehrlicher Mann, keine Tugend, keine Weisheit, kein wahres Gut; und gleichwol sollte man sagen, stiftet die Religion so viel böses: sie störet die Eintracht und den Frieden; sie trennet die Gemüther, sie erreget Haß und Feindschaft; sie verursacht Krieg und Blutvergiesen; sie macht die Menschen verwirrt; sie erhitzt die Einbildung mit den seltsamen Vorstellungen; sie entfernet endlich GOtt. Es gibt also eine gute und auch eine böse Religion. Bey den Verkehrten ist sie verkehrt, bey den Gerechten aber gerecht.

Die wahre Religion hat zum Vorwurf die Liebe GOttes, die Reinigkeit unsers Herzens, und die Verbesserung unsers Willens; die fal-

sche aber ist ein Werk unserer eingebildeten Weisheit, und gründet sich auf leere Begriffe und Meynungen.

Die Religion ist für alle Menschen: keiner, der Vernunft hat, kann läugnen, daß ein GOtt sey. Keiner, der eine Empfindung hat, kann das Gute hassen, und das Böse lieben; Keiner, der ein Gefühl hat, kann bey sich den heimlichen Richter schweigen machen, der ihn bestrafet, wenn er Böses thut; Keiner, der ein Verlangen hat, glückseelig zu seyn, kann sich zurück halten, solches bey demjenigen Wesen zu suchen, welches der Ursprung von ihm und von allen Dingen ist.

Diese Bilder, diese Regungen hat die Natur unserer Seelen eingedrückt: sie kann sie nicht von sich ablegen: sie sind ihr immer gegenwärtig: sie leben, sie regen sich in ihr. Wer nicht davon die Spuren bey sich entdecket, der ist ein Unmensch. Sie sind der Saamen, woraus die weitere Begriffe der göttlichen Dinge keimen: sie sind der Grund, worauf die geschriebene und offenbarte Wahrheiten in der Religion sich beziehen. Wir können keine andere Begriffe annehmen, als die damit überein kommen: wir können nicht zugleich etwas glauben und nicht glauben.

Diese Erkanntniß GOttes aus der Natur wird kräftig vermehret, und in ein helleres Licht gesetzet, wenn wir GOtt lieben, und ihn deswegen näher zu erkennen suchen. Hieraus kömmt der Glaube, dieser besteht in einer Annehmung göttlicher Wahrheiten, daß wir uns der Regierung GOttes und den Einflüssen seines Geistes überlassen: unser Vertrauen auf ihn setzen: die Wahrheit des Evangelii für Wahrheit erkennen: Christum als unsern Heyland annehmen, und seinen Lehren nachfolgen.

Dieser Glaube ist eine verborgene Würkung des Geistes: wir können uns solchen weder geben, noch nehmen: er kommt von oben, sein Ursprung ist ganz göttlich. Mit Zanken und Disputiren wird er nicht erlangt. Durch blose menschliche Vernunft und durch vieles scharfsinnige Nachdenken auch nicht. GOtt zeiget dadurch, daß der Glaube nicht ein Werk unsers Verstandes sey. Wie sehr muß ihm also unser Gezänke mißfallen; da wir mit einem so schwachen Lichtgen, wie unser Verstand ist, seine Werke, seine Absichten und seine ganze Haushaltung beleuchten, und das allergröste Wesen nach unsern allerkleinsten Begriffen abmessen wollen. Der Hochmuth ist das Gift, so wir noch aus dem Paradiese gebracht haben: es steckt noch in allen

Adams-

Adams-Kindern. Der Verstand des Menschen ist etwas göttliches: er unterscheidet ihn von den Thieren: Man will deswegen sich mit dieser Gabe vor andern brüsten: man ist auf nichts eifersichtiger: man will, daß andere Menschen diesen Vorzug an uns erkennen, bewundern, ja gar, wenn wir etwas zu sagen haben, sich solchem unterwerfen sollen. O toller Aberwitz! wohin verleiten uns noch die Einbildungen von unserer eigenen Weisheit?

Man kann zwar die Menschen mit Gewalt zu den Pflichten der Religion zwingen, weil sie dem Gesetz der Natur, der Vernunft und dem Wohlstand eines bürgerlichen Wesens gemäs sind; aber die Begriffe von den verschiedenen Lehrsätzen der Religion müssen wir einem jeden frey lassen. Dann die Menschen selbst sind von solchen Dingen nicht Meister: sie können nicht denken und empfinden, wie sie wollen: sie haben darzu nicht alle eine gleiche Fähigkeit: der eine hat deutliche, der andere verwirrte, und der dritte gar keine Begriffe: das Gesetz der Liebe verbindet uns mit eines jeden Gebrechen und Schwachheiten Gedult zu haben? warum nicht auch mit den Mängeln des Verstandes?

Die äusserliche Religion macht keinen Christen: Es kommt darauf an, wer den Willen

GOttes

GOttes thut, und ihm Glauben wandelt. Unsere Spaltungen nnd Zänkereyen in der Kirchen sind noch immer Früchte unsers Unglaubens. Der Glaube würket Sanfmuth, Liebe, Demuth, Gedult. Man hasset, man verfolget sich deswegen nicht einander: man jaget keinen darüber von Haus und Hof. Man spannet niemand darüber auf die Galeeren, und schmeiset auch niemand darüber tod. *Mein Reich ist nicht von dieser Welt*, spricht der Heyland. Er braucht darzu keine Roß und Reuter, keine Spiese, Schwerdt und Bogen. Sein Reich ist ein geistlich Reich.

Die beste Kirche ist demnach wohl diese: worinn wenig Glaubens-Articul, wenig Ceremonien, wenig Streit-Fragen; und dargegen viel Liebe, viel Einfalt und viele gute Werke, als gewisse Kennzeichen und Früchte des Glaubens sich finden.

Man muß sich aber wohl vorsehen, daß die Gewissens-Freyheit, die man einem jeden lassen muß, nicht bis zur Ruchlosigkeit ausschweife. Also ist die Freyheit des Gottesdienstes auf gewisse vernünftige Regeln zu setzen, wodurch aller offenbaren Gotteslästerung, Abgötterey, Schwärmerey, Entziehung des Gehorsam gegen

weltliche

weltliche Obrigkeit, klüglich muß begegnet werden. Auch muß man die Leute darzu anhalten, daß sie wenigstens sich unterrichten lassen, damit sie nicht ohne alle Erkänntniß GOttes und ohn einige Verehrung derselben, wie das dumme wilde Vieh dahin leben.

Von einem beständigen Frieden in Europa. *

Viele Dinge sind nur deswegen in der Welt unmöglich, weil sie die Menschen nicht möglich machen wollen. Was wäre leichter, als einen allgemeinen Frieden in Europa aufzurichten? Allein der Eroberungs-Geist, die Heldensucht, und der fast mehrentheils müssige Adel hätten nichts mehr zu thun: man brauchte keine Soldaten mehr, um Länder zu gewinnen, und Städte zu erobern. Die Cronen wären auf den Häuptern derer, die sie tragen, und auf ihren Nachkommen gesichert. Die freye Staaten blieben freye Staaten, und ein jedes Volk würde durch seine eigene Gesetze regieret.

Man

* Einen dergleichen Entwurf soll ehedessen der Abbé de S. Pierre in einem Tractat: Project pour rendre la paix eternelle, weitläuftig ausgeführet haben; ich habe denselben noch nicht gelesen.

Man könnte einen allgemeinen Versammlungs-Ort erwählen, und darinn einen beständigen Friedens-Rath von ungefehr vierzig bis fünfzig Friedens-Richter unterhalten: diese müßten aus allen denjenigen Völkern, die mit in dem allgemeinen Bündniß stünden, durch eine vorhergehende Wahl gezogen werden: sie müßten die vortrefflichsten Männer ihres Landes seyn: und mit einer gründlichen Vernunft und Einsicht, auch eine gleichmässige Känntniß des Natur- und Völker-Rechts verbinden: sie müßten eine genaue Wissenschaft der Europäischen Staaten und ihrer politischen Verfassungen besitzen: sie müßten der vornehmsten Sprachen kündig, insonderheit der Lateinischen vollkommen mächtig seyn; weil in derselben alles müßte tractiret und ausgefertiget werden; sie müßten vor allen Dingen das Lob der Redlichkeit und eine wahre Patriotische Gesinnung haben.

Diesen zur allgemeinen Friedens-Versammlung bestimmten Ort müßten die in Europa sich zusammen verbundene Staaten durch ihre Gesandten beschicken, und durch sie die Angelegenheiten ihrer Höfe vortragen lassen. Die Friedens-Richter hingegen müßten solche mit aller Unpartheylichkeit untersuchen, rechtsmäßig

erörtern,

erörtern, oder in Ermanglung zulänglicher Urkunden und Beweisen, durch gütliche Vergleiche schlichten. Diese Entscheidungen der Friedens-Richter müßten nach den meisten Stimmen gelten, und dadurch ihre völlige Rechts-Kraft erhalten.

Der Ort hierzu müßte groß, wohl erbaut, gesund, wohl gelegen, sicher und wohlfeil zu versehen seyn. Auch müßte derselbe in keinem mächtigen Königreich, sondern in einem freyen Staat sich befinden, und zu einem allgemeinen, niemand in der Welt unterworfenen Friedens-Platz, von den verbundenen Staaten, besonders darzu erkauft werden, und gleichsam der Hof von ganz Europa seyn. Das Regiment und die Policey daselbst, könnte unter der Aufsicht der Friedens-Richter, ein gemeiner Stadt-Magistrat versehen.

Wegen dem Rang der Potentaten und Republicken, und daher rührenden Vortritt der Gesandten, könnte man sich dahin vergleichen: daß man den ältesten und in einer ununterbrochenen Abstammung von Königl. Geblüt besetzten Thronen, wenn sie zugleich auch die mächtig-

mächtigsten sind, den Rang vor andern, die entweder nicht so alt, oder nicht so mächtig sind, gestattete: diejenige, welche wohl eben so alt, aber nicht so mächtig; oder so mächtig und nicht so alt sind, als jene, behielten zwar mit ihnen gleiches Ansehen und gleiche Hoheit; ihre Gesandten aber wichen den Gesandten der ersten aus Höflichkeit, ohne deswegen der Macht und Würde ihrer eigenen Cronen etwas zu vergeben: diejenige von der ersten Gattung müßten im Ceremoniel, wo ein Vortritt sich äussern sollte, miteinander umwechseln: und wo ja ein Gesandter dem andern zufälliger oder vorsetzlicher Weise vorgehen sollte, so müßte doch dadurch dem einen weder etwas genommen, noch dem andern etwas eingeraumet werden. In Betrachtung, daß ein vor allemal die Gleichheit unter ihnen reguliret wäre.

Noch besser könnte die Sache dadurch vermittelt werden, wenn die 12. Europäische Mächte, welche heut zu Tage Cronen führen, sich dahin verglichen, nach 12. aufeinander folgenden Jahren einander den Vortritt zu lassen, und solches nach dem Looß zu regulieren: also, daß das erste Jahr diese, das andere

Jahr eine andere, das dritte Jahr wieder eine andere, und so fort, die Oberhand führte.

Alle und jede Sachen, wie sie bey dieser allgemeinen Friedens-Versammlung, durch Urtheil und Recht, von den darzu bestimmten Richtern entschieden und abgethan würden; müßten ohne allen Widerspruch für gültig angenommen und vollzogen werden; Im Verweigerungs-Fall aber wäre eine gewisse Executions-Ordnung aufzurichten: vermög welcher die Aussprüche der Friedens-Richter zur Vollziehung müßten gebracht werden: wobey man diejenige für allgemeine Feinde und Friedensstöhrer zu achten und anzusehen hätte, die sich dieser einmal beliebten Ordnung mit Frevel, Empörung und Gewalt widersetzen wollten.

Alle und jede Erbfolgen, woraus die meiste Kriege entstehen, müßten auf eine sichere und beständig fortdaurende Art mit und unter allen Staaten vorhero ausgemacht und reguliret werden; also und dergestalt, daß man vor einen jeden sich ereignenden Sterbfall bereits voraus wissen könnte, auf welche Person oder Stamm-Linie dieses oder jenes Reich, Fürstenthum

thum oder Land fiel. Wie dann zu dem Ende keine Heyrath unter den durchlauchtigen und regierenden Häusern könnte und müßte geschlossen werden; bevor die Erbfolgen der Staaten und Länder festgesetzt, und davon der Friedens-Versammlung, als von einer Sache, welche die Erhaltung der gemeinen Ruhe betrift, die nöthige Eröfnung geschehen wäre.

Die Handelschaft der Völker in die entlegene Länder: die freye Seefahrt, welche sich einige vor den andern anmassen: die Rechte der Zölle, des Stapels, des Strandes, der Contrebanden, und dergleichen, wären auch noch solche Puncten, die vorher müßten aus einander gesetzt und entschieden werden.

Die Verbindung einiger mächtigen Häuser in Europa könnte dergleichen Vorschläge möglich machen; sie könnten sich dadurch mit gesamter Hand gegen fremde Gewalt einander schützen, ihre eigene Staaten und Provinzen aber in Ruhe beherrschen.

* * *

Daß im übrigen diese kurze Vorschläge, welche die Ausbesserung des Staats betreffen,

einer weitläuftigern Ausführung bedürfen, ist man nicht in Abrede: Man müßte aber sodann einen gewissen Staat allein zum Vorwurf haben, und die Zueigung darauf insbesondere richten; GOtt bessere unterdessen die Menschen, und gebe ihnen den Geist der Liebe und des Friedens.

Anhang

Anhang
dreyer Abhandlungen,

von den

Besoldungen der Minister, der Kriegszucht und der Ausbreitung falscher Siege und Vortheile im Kriege.

I.

Von den Besoldungen.

Der Punct von den Besoldungen verdient noch eine besondere Beleuchtung, weil er in das Glück einer Regierung einen wesentlichen Einfluß hat. Der erste Satz ist richtig: Was die Diener zuviel bekommen, behält der Herr um so weniger; und wann die Noth einmahl an Mann geht, hat einer mit dem andern nichts. Hingegen ist es eben so schimpflich und unverantwortlich, wann ein Herr, der sonst an allem genug, ja Ueberfluß hat, an seiner Dienerschafft den Anfang mit sparen machen will. Dann entweder braucht er sie, oder er braucht sie nicht; braucht er sie nicht, so schaffe er die unnöthige ab und besolde die unentbehrliche desto reichlicher und ordentlicher; hat er aber nur so viele, als ohne-

hin nöthig seynd, so ist schmählig, wenn solche mit ihrer Besoldung sich und die ihrige kaum gegen die Hungers-Noth schützen können.

Es geht in den civil-Bedienungen, wie bey dem Kriegs-Stand. Ein wohl besoldetes und unterhaltenes Corps wird allemahl grössere Thaten thun, als ein noch so zahlreiches Heer, so nur defensive gefüttert wird und wie das abnehmende Licht gekleidet ist. Ein ehrlicher Mann machte jüngst gegen mir in vollem patriotischen Eiffer die Anmerckung: Die Preussen fressen dreymahl so viel, sie fechten aber auch dreymahl so gut.

Und gewiß, hat bey einem Soldaten der Magen offt so viel Antheil an seiner Tapferkeit, als der Muth, so kan man an der trägen und gähnenden Regierung eines Landes den nicht leicht trügenden Schluß machen, daß die Dienerschafft bey Pferde-Arbeit mit Esels-Futter verköstiget werde.

Man kan zwar von keiner Besoldung irgend eines Postens absolut sagen: Daß sie groß oder gering seye; es kommt auf die Theure oder Wohlfeile des Orts, auf die mehr oder minder kostbahre Lebens-Art, auf den Auf-

wand

wand und Staat, den man davor fordert und mehrere dergleichen Neben-Umstände an. In ** bekommt ein Minister 12000. fl. und wann das Jahr herum ist, so seynd sie just drauf gegangen, die mehreste seynd nicht einmahl damit so weit gereicht, daß sie nicht noch Schulden dazu gemacht hätten. Die kostbare Haushaltung, Theure des Orts, zahlreiche Livree, prächtige Equipage, öffters Tractiren, die Gala, die Spiele u. s. w. lassen nicht leicht an einen Spar-Pfenning dencken. Zu ** hat ein Minister vielleicht 4000. Gulden, er geht aber, so offt es ihm beliebt, zu Fuß, er giebt niemand das gantze Jahr zu essen, als sich selbst, ein Kleid von Carl VII. Crönung thut noch bey großen Ausrichtungen eben die Dienste, er spielt mit niemand, als mit seinen lieben Enckelgen und lebt vergnügter, arbeitet mehr und behält vielleicht mehr oder doch eben so wenig übrig, als die Excellenz, so mit sechs Pferden fährt.

Ueberhaupt müssen die Besoldungen dergestalt hinreichend seyn, daß ein ehrlicher und brauchbarer Mann mit einer seinem Amt und Verdiensten gemäßen Anständigkeit und Gemächlichkeit davon leben und bey einer ordentlichen Haushaltung auch noch einen Theil derselben zu

Versorgung der Seinigen nach seinem Tod zurück legen kan.

Es erfordert dieses auf Seiten des Herrn die Danckbarkeit. Ein edles Herz macht sich solche selbst zur Pflicht und ein undanckbarer Herr verdient ohnehin nicht, daß ihm anders als Taglöhner-mäßig gedienet werde.

Ein Herr, welcher unfähig ist, durch solche hohe und reine Triebe geleitet zu werden, sollte sich wenigstens um seines eigenen Interesse willen dazu bewegen lassen. Ein altes und gemeines Sprüch-Wort sagt: kupfern Geld, kupferne Seel-Messen; das ist, ich diene, wie man mir lohnt.

Die Erfahrung redet diesem Satz am stärckesten das Wort. Es finden sich hie und da zwo aneinander grenzende und mit gleicher Proportion an Land, Leuten und Vermögen getheilte Häuser. Man betrachte ihren beyderseitigen Zustand nach hundert und mehreren Jahren. Das eine zeiget sich in einer wahren und erworbenen Grösse, in Respect und Ansehen im Reich und in dem Senat der Völcker, erweitert an Reichthum, Landen und Macht, beharrlich und glücklich in seinem System, voll gründlicher

cher Hoffnung einer Dauer, welche die schönste Perspectiven vor das künftige in sich schließt. Der andere Stamm ist nie aus seiner Mittelmäßigkeit herausgetretten, er hatte grosse und nahe Hoffnungen, gerechte Ansprüche, Möglichkeiten, sich geltend und kostbar zu machen, so gut wie jenes, ein ewiger Schlummer erstickte aber die kräfftigste Erinnerungen, der Sohn träumt seine Regierung hin, wie der Vatter die Bewegungen, so man sich gibt, in die Höhe zu kommen, seynd denen gleich, wann man im Schlaf auffährt, ohne Würckung und Nachsatz, eine schmachtende Politic, ein verdorbenes Regiment, ein verachteter Hof. Geht man auf die Grund-Ursachen eines so mercklichen Unterschieds zurück, so hat jenes glückliche Haus seit unvordencklichen Zeiten grosse Männer an dem Ruder der Geschäffte gehabt, der Regent ist mit ihnen als mit seinen geheimsten und vertrautesten Freunden umgegangen, er hat unglückliche aber treue Dienste nicht unvergolten gelassen und glückliche großmüthig belohnt, er hat mit schwerem Aufwand und oft vieljährigem Nachforschen geschickte Leute aus dem Dienst eines undanckbahren Herrn in den seinigen gebracht, er hat fähige Köpfe früh in die Geschäffte gestellt und der Sohn fande eine Pflanz-Schule würdiger Diener, welche ihm der Vater

ter angezogen hatte. Die Häupter der Collegien hatten reichlich und die übrige Diener wohl zu leben, er versüßte den Ministern die Last der Arbeiten durch tausendfache Proben einer sorgfältigen Aufmercksamkeit um ihre Erhaltung und Gesundheit, er ließe sich in die kleine Sorgen herunter, daß ihnen an der zu Auffrischung des Gemüths nöthigen Abwechslung des Vergnügens mit der Arbeit nichts entgienge, er stellte sich vor künftigem Kummer sicher, daß er den Unterhalt der Ihrigen nach dem Tod des Manns und Vatters fest stellte und Vaters-Stelle an den Kindern übernahme. Die Welt ist Zeuge, mit welchem Eiffer, Treue, Unverdrossenheit und Glück dieses Haus bedient und berathen worden. Sein Fall wird da anfangen, wann ein Nachfolger an den Dienern zu sparen anfangen wird.

Dieses verachtete Haus aber hat seine Diener mit Mangel und Kummer streiten lassen, es hat zu Zeiten große Männer und glückliche Genies gehabt, die aber mit ihren Untergebenen gerade so viel ausrichten können, als ein Feldherr mit einer ausgehungerten Armee. Die Besoldungen seynd so gering, daß nur ein Schelm oder ein Harpax was übrig behalten kan; treue Dienste werden nicht belohnt, schlechte

nicht

nicht geahndet, Betrügereyen nicht gestraft; fähige Köpfe nicht ermuntert, vielmehr der redlichste Dienst-Eiffer jalusirt und unterdrückt, man behilft sich mit schlechten Leuten, weil sie wohlfeiler im Futter stehen, man zieht keine Fremde in Dienst, oder belebt sie nicht, daß sie Lust behalten, zu bleiben, es ist dem Herrn einerley: ob der Minister sich zu todt arbeitet oder müßig geht? ob er GOtt vor seinen Fürsten dankt oder ihm den Tod wünscht? Die Räthe seynd größten Theils nur Pack-Pferde, die ihre Last tragen, weil sie ihnen aufgeladen ist. Man weiß hier nichts von Distinctionen, die einen Herrn so wenig kosten und ein ehrliebendes Gemüth munter und willig machen. Dem tüchtigsten Mann zerrinnt die Arbeit unter den Händen, weil in seinem von täglichem Kummer gebeugten Geist Wärme und Feuer erloschen ist; vergebens wird ihm die Vertheidigung wichtiger Haus-Gerechtsame aufgetragen, seine Kinder bedürfen das Geld zu Brod, das er zu dienen bey einer solchen Arbeit nöthigen Büchern bestimmet hatte. Es wird kurzum bey diesem Haus in nichts gespart, als just da, wo um jenes unendlich größern Gewinns willen die Ausgabe am vortheilhaftesten angelegt wäre.

Will jemand bey dieser Beschreibung den Einwurf machen: daß der Grund eines so merklichen

lichen Unterschieds gleichwohl in den Einsichten und Eigenschaften der Regenten dieser beyden Häuser selbst zu suchen seyn möchte; so habe ich auch nichts dagegen.

Es tritt aber hier noch ein der reifsten Betrachtung würdiger Grund dazu: Die Bewahrung, die so nöthige Bewahrung vor Versuchungen. Nach dem Begriff, welchen ich von dem von Natur Grund verdorbenen und durch die Gnade GOttes noch nicht geheiligten menschlichen Herzen habe, kan ich es nicht anderst als ungerecht halten, wann ein Regent Treue und Ehrlichkeit von Dienern fordern will, welche er nicht zureichend oder nicht richtig besoldet. Das Abschleppen und Stehlen des Hof-Gesindes nimmt man in einem Fall nicht nur als eine bekannte, sondern auch entschuldbare Sache an. Der Schaden in der Untreue bey Ministerial- und andern Landes-Bedienungen ist aber ungemein gröẞer. Es kann manches Faß Wein neben her ausgetrunken werden, ohne daß das Haus und Land den Verlust empfinden. Aber da möchte man Blut weinen, wann ein sonst ehrlicher Minister in der schweren Stunde der Versuchung unterliegen bleibt, die Ehre und das Interesse seines Herrn um einen Sack mit Geld, um ein Lehen, um eine Versorgung seiner Kinder

der aus Noth zu verhandeln; wann ein Rath die Haus-Geheimnisse verkauft, um seinen zehen Kindern Brod kauffen zu können, weil seine Besoldung nur vor einen Mann ohne Kinder hinreichend ist; wann sichs vom Chef bis zum Canzley-Diener in Leben und Wandel zuruft; Stiehl du auch, betrüg du auch. Man hängt die Minister und Räthe nicht, sie fallen nur in Ungnade und ihre Kinder seynd dann gleichwohl versorgt; wann es aber gleichwohl zur Untersuchung käme, so würde mir einer der schwersten Fälle seyn, nach Recht und Gewissen zu entscheiden: ob dem Herrn, der den Diener zuschlecht besoldet, oder diesem, der aus wahrer Noth zum Stehlen verleitet worden, am meisten zur Last zu legen seye? Dann die Beschuldigungen, die Besoldung ist andern vor ihm gut genug gewesen, warum hat er den Dienst angenommen? warum können andere auskommen? leyden vor dem Tribunal des Gewissens eines Regenten gar starke Wider-Reden. Es ist an dem, es muß es einer sehr arg treiben, bis er Galgen-mäßig wird, wie will aber ein Herr die unzählbare kleine Betrügereyen und Unterschleife bestrafen, wann ihm selbst bewußt ist, daß solche einen Theil des Unterhalts seiner Diener ausmachen? wie will er der Beugung der Justitz, dem Geschenknehmen, den Verrätherеyen begegnen, wann sich der Diener

damit schützen kann: Er habe in sieben Jahren keine Besoldung bekommen. Wie leicht seynd die schwache Schranken der bloß natürlichen Ehrlichkeit in solchem Fall überstiegen, ja auch eine männliche Tugend kann in einer anhaltenden Noth und zunehmenden Mangel von der Macht der Versuchungen überwältiget werden. Werden nicht die Strafen solcher Ungerechtigkeiten in dem göttlichen Gericht mit dem Regenten, so einen treuen Diener sündigen gemacht, getheilt werden: Ich fürchte, allerdings.

Glaubten die Fürsten, daß die Seufzer der Diener den Herrn drücken, daß die Thränen eines sterbenden Vaters, der nach zwanzig-jährigem Dienst seinen Kindern kein Vermögen, als Besoldungs-Rückstände, verlassen kann, eine den göttlichen Seegen wegbeitzende Kraft haben, glaubten sie, daß der fröliche Danck, den ein Diener GOtt vor die Wohlthaten seines lieben gnädigsten Herrn abstattet, sich als ein fruchtbarer Thau über sein ganzes Land und Haus verbreite, sie würden wenistens eher an Hunden, Pferden, Gemählden und Häusern, als an diesen ihren angebohrnen Freunden sparen. *)

Manche

*) Rien n'est plus honteux à un Prince, que de voir ceux,

Manche Regenten, welche von der Wahrheit dieser Sätze überzeugt seynd, suchen sich damit zu helfen: Daß sie zu wichtigen und der Versuchung am meisten ausgesetzten Bedienungen Leute suchen, die selbst Vermögen besitzen und daher wenigstens das Vorurtheil, unbestechlich zu seyn, vor sich haben, welche sich dann um so eher mit der alten und geringen Besoldung begnügen könnten und würden. So wenig aber zu mißbilligen ist, daß ein Herr einem wohlhabenden und in gleichem Grad mit andern brauchbaren Mann den Vorzug gönne, so gewiß ist es, daß manche Dienste diese Vorsicht erheischen, so möglich es ist, reich und ehrlich zugleich zu seyn, so wenig kann jedoch diese Regel als allgemein angesehen werden.

Ein reicher Minister und so in seiner Maaß jeder anderer wohlhabender Mann erleichtert den Herrn und die Casse in manchen wesentlichen Stücken, er trägt zum Glanz des Hofs, zur Ehre des Diensts und zum Vortheil der Unterthanen mehreres bey, er ist würklich in vielen Stücken brauchbarer, als ein anderer, der wenig oder gar kein eigenes vermögen hat. Nur folgt nicht

ceux, qui ont vieilli en le servant, chargés d'années, de merité & de pauvreté tout ensemble. Testam. polit. de *Richelieu* T. I. p. 279.

nicht allemal, daß je reicher einer ist, desto uneigennütziger er seye, die reichste seynd oft die unersättlichste; wohl aber folgt so viel, daß die Geschenke vor den Reichen gedoppelt so schwer seyn müssen, daß man ihm desto weniger beykommen kann, weil er den beständigen Vorwand des eigenen Vermögens hat, daß er sich eher Freunde mit dem ungerechten Mammon machen kann und ein Herr ihm in allen Stücken viel säuberlicher behandeln muß.

Zudem seynd die Verdienste nicht allemal, ja nur oft am allerwenigsten von Glücks-Güthern bekleidet, ein Mann hätte alle Fähigkeit, den Minister eines großen Fürsten abzugeben, sollte er deswegen ausgeschlossen seyn, weil er die Ehre seines Postens mittelst eines Beytrags aus eigenem Vermögen nicht verherrlichen kann? Wie leicht kann ein Herr diesem abhelfen? Er darf ihn nur desto reichlicher besolden und ihm einige derer rechtmäßigen Vortheile gönnen, womit ein Herr Männer von Verdiensten favorisiren kann, ohne daß ihm oder dem Land darunter einige Belästigung zuwachse.

Villeicht waltet auch bey mehr als einem Herrn der Gedanke ob: Die nicht auskommen können, mögen sehen, wo sie das übrige dazu kriegen,

gen, große Besoldungen seynd unnöthig, dann das Betrügen unterbleibet deswegen doch nicht, es seye genug, wanns nur der Herr nicht geben darf. Die Ausübung dieser Maxime ist der practische Commendarius über das alte Sprüchwort: Große Herrn wollen bedient seyn. Ich mag mich bey diesem Umstand nicht aufhalten, weil ich jeden Herrn, der so denckt, verabscheue.

Zur Ehre unserer Deutschen Höfe muß man bekennen, daß es viele derselben gibt, an welchen nicht nur ein zureichender, sondern überflüßiger Fond zu den Besoldungen vorhanden ist, auch die Zahlung so ziemlich richtig geleistet wird. Man bemerket aber zugleich einen andern wichtigen Fehler. Es seynd der Leute zu viel, die Besoldungen seynd also zu sehr vertheilt, bey den wichtigsten Aemtern nicht genug proportionirt, bey den mitleren kaum, und bey den geringeren nicht allemal hinreichend; anstatt daß bey einer eingeschränkten Anzahl die ansehnlichste Bediennungen reichlich und die übrige wohl versorgt werden könnten.

Die bekannte Rede: Der Fürst hat nicht ihrer, wohl aber sie des Fürsten nöthig; ist ein Wort eines Herrn, das man mit Verehrung

seiner Güte auf die Viertel-Stunde, da es gesprochen wird, keineswegs aber als eine Regierungs-Maxime gelten lassen kann. Zum höchsten kann es bey der Hof-Dienerschaft statt finden, wo mancher in wahrem Sinn von der Gnade des Fürsten lebt.

Gewisse Verfassungen und Einrichtungen können zwar ohne eine große Menge dazu gehöriger Leute nicht bestehen. In Frankreich bey den Verpachtungen, wo auf zwey Augen das dritte Achtung geben muß, und in Deutschland bey der erstaunlich geschwinden und pünctlichen Behandlung der Geschäfte im Preußischen Dienst kann es nicht anders seyn. Diese Modelle gehen aber über den gemeinen Maas-Stab weit hinaus. Beleuchtet man die gewöhnliche Ursachen einer zu stark übersetzten Dienerschaft, so bleiben sie zwischen dem Herrn und Diener getheilt.

Ein Herr ist gnädig und leutseelig, er will gerne vielen Leuten gutes thun, der eine ist sein Lands-Kind und macht an den Fürsten die Ansprache seiner Versorgung, der andere ist ein brauchbarer fremder Mann, den der Minister an den Dienst verbinden möchte, der dritte ist der Sohn eines alten treuen Dieners, der vierte hat

te hat von langer Hand her schon das Versprechen auf einen Dienst; vor diese vier Leute ist aber nur Eine offene Stelle. Ein jeder derselben ist ihrer nicht nur würdig, sondern auch tüchtig, sie allein vollkommen zu versehen. Weil man aber allen vieren eine Gnade erzeigen will, so wird das Amt und die Besoldung unter sie getheilt. Es ist wahr, der Herr bekommt dadurch vier Diener, er hat aber keinen ganz. Sie müßen sich auf vielfache andere Wege das zu ihrem Unterhalt Nothwendige zu ergänzen suchen, das laufft entweder auf Betrügereyen und Niederträchtigkeiten hinaus, oder wann der Herr ihrer am nöthigsten hat, so ist der Diener nicht zu haben. Wo diese Umstände auch wegfallen, so ist doch dieses richtig: daß der Chef eines solchen Dieners, wann er bey aller übrigen Strenge nur noch einige menschenliebende Empfindungen hat, von ihm unmöglich diejenige Pünctlichkeit, Eifer, Neigung und Unverdrossenheit verlangen kann, welche man an ihn zu fordern berechtiget wäre, wann er die übrige drey Theile der Besoldung zugleich genösse. Ein Herr von dieser Gesinnung hat an einem andern Hof vier accreditirte Personen, der eine dient noch zwölf andern Herrn, der zweyte nährt sich mit Processen, der dritte handelt mit Servelat-Würsten und seidenen Strümpfen, und der vierdte macht im

Taglohn Zeitungen; vielleicht kommt der fünfte noch dazu, und giebt den Kutscher der vier andern ab. Sie haben alle etwas, und dieses etwas macht so viel zusammen aus, daß dieser Herr Einen Minister mit aller seinem Rang und Verdiensten gemäßen Anständigkeit an diesem Hof davon unterhalten konnte, an statt jene vier in einer beständigen Demmerung zwischen Ehre und Verachtung leben.

Ein anderer Herr hat seine Freude daran, und mißt seine größe und eingebildete Hoheit nach einer recht zahlreichen Dienerschaft. Er ist so freygebig mit seinen Diensten und Tituln, daß die Eingeborhrne nicht mehr hinreichen, man muß die Leute aus fremden Landen verschreiben, um den Reyhen recht groß zu machen. Kommt man an einem Gala-Tag an Hof, so ist eine Perspective von Generals, Geheimen Räthen, Cammerherrn, General- und Flügel-Adjutanten, die vor die größte Opera hinreichend wäre; man sieht wohl zehnerley Uniformen an den Officirs, rothe, blaue, gelbe Ordens-Bänder, es glänzt bis zum Blenden. Das soll bey Gästen und Fremden einen hohen Begriff von dem Reichthum des Herrn, und bey dem Land eine desto tiefere Verehrung vor der Majestät ihres Regenten erwecken. Allein welch Spectacle zeiget

get sich, wann man diesen Jupiter mit seinen Trabanten mit einem gewaffneten Auge betrachtet. Der größte Theil dieser gnädigen Herrn lebt in Hoffnung besserer Zeiten, der halbe Hof ist Concurs mäßig, der unbezahlte Flitter-Staat masquirt eine Brust voll Sorgen und Kummer, der kluge Fremde spottet der Uebertriebenheit, das Land seufzet unter den Verschwendungen eines eitlen und wollüstigen Fürsten, welcher erst die halbe Welt vor Narren halten muß, wann sie glauben solle, ein kleiner armer Mann seye groß, wann er von einer großer Menge noch ärmerer Leute umgeben wird.

Eine große Anzahl von Räthen bey manchen Collegien ist nicht selten ein naher und wahrer Beweis, daß die ganze Haushaltung eines Hofs nichts tauge. Es gilt dieses insbesondere von denen Stellen, welche mit Verwalt- und Berechnung der Landes-Einkünfte zu thun haben. Es ist ganz richtig und die Stimme der Erfahrung spricht davor tausendmal das Wort, daß unsere alte Herrn mit samt ihren Unterthanen bey etlichen wenigen Cammer-Räthen und Renthmeistern besser bedient, und mehr bey Kräften, Geld und Credit gewesen, als bey dem Schwarm von Menschen, derer oft zehen der Cammer und keiner dem Land rathen soll, und alle

zusammen in ihrer Wissenschaft kein Bund Heu werth seynd, das ein fleißiger Bauer unter seinen Wagen bindet.

Ich erstaunte in des Herrn Grafen Teßin Briefen *) zu lesen, daß das Staats-Comtoir des Königreichs Schweden, welches über alle Einkünfte und Ausgaben des Reichs die Aufsicht und Acht hat, davon Red und Rechenschaft geben muß, mit dem König allezeit, ehe in Geld-Sachen ein Schluß gefaßt wird, conferirt und wo alle Päriere und Rechnungen des Reichs zusammen fließen, nur aus Einem Präsidenten und zween Staats-Commissarien, nebst der nöthigen Unter-Bedienung bestehet.

Dahingegen ist es in Wahrheit ein lustig-betrübter Auftritt, an einen Deutschen Hof zu kommen, (und wie viele seynd nicht derselben von gleichem Schlag) wo man kaum aus einer Gasse in die andere treten kann, ohne entweder einem Creditori oder Cammer-Rath zu begegnen. Ein venerabler Senat von einem hochbetrübten Cammer-Präsidenten, nicht minder bekümmerten Cammer-Director, zwo von Gram und Vorwürfen gebeugten Geheimen Cammer-Räthen, zehen bis zwölf Hof-Cammer-Räthen, vier

*) im IIten Theil p. 304.

vier Cammer-Beysitzern, zwo Ober-Einnehmern, vier Cassirern, sechs Cammer-Secretarien, vier Registratoren, eben so viel Canzellisten, ohne die Cammer-Boten, Aufwärter, Cammer-Husaren und dergleichen mit zu rechnen. Die Leute könnten sich doch noch manchen müßigen Tag machen, wann sie auch ein Königreich zu regieren hätten, sie rechnen aber über einer oder einer halben Million Thaler jährlicher Einkünfte Jahr aus und ein, und je länger sie rechnen, je mehr findet sich, daß ihr gnädigster Fürst und Herr damit unmöglich auskommen könne, sondern unumgänglich noch 200000. Thlr. mehr Einkünfte haben, oder vor so viel jährliche Schulden machen müße. Man nimmt noch etliche neue Räthe an, die rathen dem Herrn, was die andere zu sagen sich geschämt hatten, und zuletzt kommt noch wohl ein Mensch, dem es eins ist, ob er auf dem Bett oder am Galgen stirbt, der sie alle miteinander vor Ignoranten erklärt, und dem Fürsten den nähern Weg weißt, wie er ohne mühsame und an sich unmögliche Erhöhung der Einkünfte blos auf Kosten seiner Ehre und Credits durch gewisse Einrichtungen so viel erwerben könne, daß es mit Hülfe eines großen Grads von Ehrlosigkeit und Brutalität auf Seiten des Projectenmachers und mittelst festen Vorsatzes von Seiten des Fürsten,

keinen Vorstellungen, Klagen, Bitten, Drohen und Gewissens-Bissen Raum bey sich zu geben, wenigstens so lang gut thue, bis einer von ihnen mit Tod abgehe.

Diese an manchen Höfen unglückseelige und an manchen andern bedaurens-würdige Sorten Menschen, würde nicht in so große und wohlverdiente Schmach gesuncken seyn, wann bey ihrer Wahl weniger auf die Menge, als auf ihre Fähigkeit, Fleiß und Ehrlichkeit gesehen, und also geartete Männer vor den gewiß sauren Dienst rechtschaffen belohnt würden.

Wo will man aber bey den elenden Besoldungen derer Cammer-Räthe an den mehresten Höfen, Leute von besondern Verdiensten und bekannter Einsicht in den Cameral-Wissenschaften davor verlangen? Es ist wahr, man hat wohl weniger Exempel, daß diese Leute im Mangel, als daß sie wohlbehalten aus der Welt geschieden, und es scheint fast, die große Herrn verlassen sich darauf, daß diese Gattung Diener ihre Sache doch schon so zu machen wüßte, und große Besoldungen bey denen übel angelegt seyen, die das Geheimniß der Geld-Macherey besäßen. Es ist aber eine in der That irrige und schädliche Maxime. Der Versuchung zum Betrug der

Herr-

Herrschaft und heimlichen Bedruckung der Unterthanen, zum Geschenk-Nehmen, zu bösen Streichen bey Verpachtungen und Accorden u. s. w. wird dadurch Thür und Thor geöfnet, der Trieb bey denen, die Genie zu Finanz-Sachen, und Lust zu oeconomisch- und physicalischen Versuchen haben, erstickt, weil es ihnen wenig gedankt, und noch weniger belohnt wird.

Auf Seiten der Diener ist die unzählbare Menge Leute, welche Dienste suchen, und einen Herrn und dessen Ministers mit ihrem Bitten und Betteln so belagern, daß man endlich einem jeden ein Stück Brod hinwirft, er mag sehen, wie er davon satt wird. Wann man sich aber daran kehren wollte, so dürfte man sicher darauf rechnen, daß nach fünfzig Jahren die Dienerschaft in den Collegien noch einmal so stark seyn müßte. Dann die allermehreste derer Canzley-Personen würden sich sehr entehrt halten, ihre Kinder in die Handlung oder auf ein ehrliches Handwerk zu thun, der Wohlstand erlaubt es nicht anderst, sie müßen studiren, und dadurch vermeint Vater und Sohn, schon ein erworbenes Recht auf eine dereinstige Bedienung vor sich zu haben. Man muß, heißt es, von unten anfangen, der Vater gibt her, so lange er hat, kaum ist eine noch schlechte Bedienung erledigt, so ist

der

der Herr mit Memorialien, die Ministers mit Sollicitanten überlaufen, und der Candidat, der ein reicher Fabriquant, berühmter Künstler oder wohlbehaltener Handwerksmann hätte werden können, begnüget sich zu Ehren seines Standes mit einem Titul und Expectanz-Decret auf eine elende Besoldung, so bald die Reihe ihn treffen würde, weil schon immer ältere vorhanden seynd, die nach langer Hoffnung allmählich in die Besoldung einrucken. Diß verursacht die übergroße Menge der Diener in den subalternen Collegien, das Herr von Secretarien, Registratorien, Canzellisten, u. d. g. unter denen manch glückliches Genie verkeimen und ersticken muß.

Der Schade ist unlaugbar und groß. Er beraubt den Staat einer Menge Leute, die zu vielem andern tüchtig gewesen wären, wan sie nicht einem vermeintlichen Beruf, großen Herrn dienen zu wollen, gefolgt hätten. Ist der Mensch schlecht an Natur- und Gemüths-Gaben, so bleibt er es nicht nur ordentlicher Weise, sondern wird noch schlechter, weil ihn sein eingebildeter Rang schon über die gemeine Classe von Menschen hinaussetzt. Hat er seine Jugend und academische Jahre wohl angewandt, hat er Liebe und Fähigkeit zu den Wissenschaften, so

wird

wird solche bey dem mechanischen Dienst der untern Canzley-Geschäfte matt und erlöscht endlich gar; der junge Mann, der mit der Zeit der ersten Staats-Bedienungen würdig geworden wäre, bleibt im 50. Jahr zu weiter nichts brauchbar, als bis an sein Ende den Canzley-Strang am Schreib-Tisch zu ziehen, wo er sich anschmieden lassen, und niemals weiter kommen können, damit denen nach der Anciennetät ihm vorgehenden Expectanten in der Besoldung eines jüngern kein Tort geschehe.

Die Menge solcher theils gar nicht, theils nur kümmerlich besoldeten Diener verbreitet über diß in die Geschäfte eine gewisse Langsamkeit, Schlummer und Verwirrung, die man an einem aus wenigen aber wohl besoldeten Dienern bestehenden Hof nicht finden wird. Weil der Titul von Canzley-Eseln doch in verjährtem Gebrauch ist, so darf ich auch wohl statt des Beweises noch sagen, daß zwey rasche wohlgefütterte Pferde eine grössere Last geschwinder fortbringen, als zwanzig Esel, die mit Schlägen und Disteln belebet werden.

Doch die mögen ewig Disteln essen, die aberglaubisch oder niederträchtig genug denken, sie einer reichlichern und bessern Kost deswegen

vorzu-

vorzuziehen, weil solche auf Grund und Boden ihres liebwerthen Vaterland gewachsen seynd, ich meyne die einfältige Menschen, welche ihre beste Jahre und Kräffte zu unbelohntem Dienst hingeben, um in ihrem Alter den Trost zu genießen, mit stumpfen Zähnen gleichwohl einen magern Bissen Brod zu kauen, der in der Mühle gemahlen worden, worinnen ihr seeliger Großvater sein Mehl auch hat mahlen lassen. Die Liebe zum Vaterland, dieser starke Antrieb zu großen Handlungen in republicanischen Verfassungen, ist bey diesen Leuten eine blose Würkung der Muthlosigkeit, ein Vorurtheil, von dem sie weder den Grund noch Ungrund prüfen, eine schädliche Maxime vor den Staat, die Tochter des Aberglaubens, die Mutter des Mißiggangs, ein Satz, den man auf den Canzeln bestreiten und schon in den Schulen ausrotten sollte, weil er einem Land den Zugang fremder Erfahrungen verschließt, eine Nation tumm-stolz auf sich selbst, und verächtlich gegen andere macht, und nur diejenige als ächte Patrioten unter sich gelten läßt, welche über dem alten Schlendrian mit einem treuen Köhler-Glauben halten, und sich mit Verbesserung eines Landes unverworren lassen. Diese seltsame Deutsche seynd so gedultig und thöricht (dann edelmüthig kann ichs doch unmöglich nennen) ihr und ihrer Eltern, Weiber

ber und Kinder Haab und Gut geruhig zuverzehren, um nur nicht, wann sie auswärts Dienste suchten, in ihrem Vaterland vergessen zu werden, welches sie vor das größte Unglück halten, das einem Menschen in dieser Welt begegnen könnte. Doch man muß sie bey ihrem Dünkel lassen, dann selbst Salomo und Syrach würden sich damit abweisen lassen müßen: **Es thut sich nicht anderst.**

Bey allem bishero gesagtem finde ich nöthig, eine nähere und den Unterschied der Dienerschaft selbst bezielende Einschränkung zu machen. Ich wiederhole nochmals: Die Besoldungen müßen durchgehends hinreichend seyn, die reichliche Besoldungen aber gehören forderist vor die vornehmste Ministers und oberste Räthe. Der Aufwand, den ihre Würde erfordert, ist ungleich stärker, ihre Bemühungen schwerer, ihre Dienste wichtiger und nach deren Verhältniß auch die Belohnung billich größer. Ein Regent läßt zu regelmäßiger und prächtiger Aufführung eines Schlosses Baumeister und Künstler aus fernen Landen kommen, und niemand verwundert sich darüber, wann solche mit hohem Sold und andern Gnaden-Bezeugungen belohnet werden; sollten die, so den Bau der ganzen Regierung ordnen, aufführen und unterstützen, geringer zu halten seyn?

Ein anderer Grund waltet auf Seiten einer Gattung Ministers selbsten ob. Fripon hat durch die verächtlichste Streiche und niederträchtigste Verrätherenen seinen Nahmen schon selbst an den Galgen des Publici geschlagen, er ist nicht mehr Kaufmanns-Gut, er bietet sich überall an, man flieht ihn als einen Aussätzigen. Er steckt voller Schulden, und bietet das letzte, was er hat, seine Religion, feil, niemand will aber das zerrissene und besudelte Gewissen erhandeln, endlich wird ihm ein Herr und er dem Herrn kund, der zu seinen Absichten einen Menschen seines Schlags braucht. Fripon weiß zwar, daß er sich infam macht, er weiß aber nicht, ob es bey dem neuen Herrn länger gut thun möchte, als bey den vorigen, es träumt ihm auch manchmal vom Galgen und ewiger Gefangenschaft. Sie handeln: Zwanzig Tausend Gulden, Gnädigster Herr: ist des Jahrs nicht zu viel, um davor gewiß verdammt zu werden; wohlfeiler kann ich es nicht thun. Sie werden eins, der Herr übergiebt ihm sein Land, wie man dem Scharfrichter einen Missethäter liefert, und vor die dritte Tortur mehr als vor die bloße Daumen-Schrauben bezahlt.

Nach den Ministers und Häuptern der Collegien verdienen einige der wichtigsten Subalternen eine vorzüglich reichliche Besoldung. Ich rechne dahin die Cabinets-Arbeiter, die Referendarien,

darien, Staats- und andere Geheime Secretarien. Die Treue und Verschwiegenheit dieser Männer muß durch eine dankbare Versorgung ausser der Gefahr der Versuchung gesetzt, und ihr Fleiß dadurch geschärfft und belebet werden. Ferner gehören dahin die Archivarii, die Deducenten eines Hauses, die subalterne Ministers, welche zu Haus arbeiten, wann die Excellenzen die Zeit mit Audienz- und Visiten geben, mit dem Hof-Dienst, mit Ueberdenkung der großen Sachen, welche jene hernach im détail durcharbeiten müßen, zubringen. Ein Hof, dessen Ministers sehr wohl besoldet werden, wird allemal schlecht bedient bleiben, wann man an jener Art Männer sparen will, und doch geht man nur allzuviel darinn nach der Wohlfeile und hält diese Posten gut genug vor Anfänger, da man doch noch eher einen Reichs-Hof-Rath auf die gelehrte Bank, als einen distinguirten Staats-Secretarium und Archiv-Mann finden kann.

Einer besondern Gattung Diener muß ich hiebey noch Erwehnung thun, es seynd die ausserordentliche Leute, welche sich rühmen: Sie dienen ihrem Herrn umsonst. Es ist wahr, die große Herrn haben darinnen einen Vorzug vor dem gemeinen Mann, sie wissen sich mit Tituln und Ehren-Zeichen abzufinden, wo wir mit baarem Geld zu zahlen haben. Bey den Hof-

Diensten ist nichts dagegen zusagen, man kann ja den Gecken die Freude wohl lassen, die sich und ihre Kinder um eines großen Herrn willen auf eine so angenehme Weise ruiniren wollen. *)

Wann aber einer von denen Henkenswerthen Leuten, die dem Herrn den Haupt-Schlüssel zu den Kisten ihrer Unterthanen machen, ein Geheimer Chatulle-Rath sich öffentlich berühmet, daß er seinem Herrn ohne Besoldung und blos aus Liebe diene, dann möchte ich so blind wie die Justitz seyn, um keinen leeren Galgen mehr sehen zu dürfen.

II. Alle

*) Ils savent s'acheter du bien de leurs Ancêtres
Des noms extravagans & souvent de sots Maitres.
Epitr. div.

II.

Alle wahre Helden haben auch in Feindes Lande die vollkommenste Kriegszucht erhalten.

II.

Von der Kriegszucht.

Der Krieg ist vor die Ruhe der Familien, vor das Aufnehmen der Staaten, und vor die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechts überhaupt so schädlich und verderblich, daß eine geläuterte Vernunft und eine wahre Menschenliebe nichts so sehr wünschen können, als daß es möglich wäre, Mittel ausfindig zu machen, daß dieses höchste Uebel des menschlichen Geschlechtes ganz und gar vermieden werden könnte. Allein, da dieses nach denen menschlichen Leidenschaften und Gesinnungen, und kurz, nach der Natur des Menschen nicht gehoffet werden kann; so müßen wir zufrieden seyn, wenn wir es in vernünftigen und erleuchteten Zeiten dahin bringen, daß die schädlichen Folgen des Kriegs so viel als möglich gemildert, und daß wenigstens die Kriege auf keine grausame und barbarische Art geführet werden. Alle vernünf-

tige und gesittete Völker haben ein gemeinschaftliches Interesse ihre Kriege auf eine leutselige Art zu führen; so viel es in diesem grausamen Geschäfte geschehen, und mit ihrer Selbsterhaltung und Vertheidigung bestehen kann; und sie haben Ursache, diejenigen Völker mit Abscheu anzusehen, und sie vor gemeinschaftliche Feinde des menschlichen Geschlechts zu halten, welche die ehedem in den Zeiten der Barbarey gewöhnlich gewesene grausame Art Krieg zu führen, zur Schande des menschlichen Geschlechts wieder in Gang bringen wollen.

Das, was der guten Vernunft und der Menschenliebe so gemäß ist, das stimmet auch mit den ächten Regeln der Kriegskunst auf das genaueste überein. Die Grausamkeit und Tyranney ist nichts weniger als die Eigenschaft der Helden. Dieser Abschaum der Menschlichen Bosheit hat etwas über die maaßen kleines und niedriges an sich; und man kann in der That sagen, sie sind weibisch, so widersprechend dieses anfangs zu seyn scheinet. Man hat die allgemeine und gegründete Anmerkung gemacht, daß die grösten Tyrannen allemal am wenigsten wahren Muth besessen haben: und wenn wir uns hierbey aufhalten könnten, so würde gar leicht ausgeführet werden können, daß die Grausamkeit

und Tyranney sehr natürliche Folgen einer unedlen Gedenkungsart und eines zaghaften Geistes sind. Diejenigen Kriegsheere, die gegen unbewehrtes Landvolk wüten, werden demnach eher von der Tapferkeit abgeführet, als daß sie dazu gewöhnet werden sollten. Durch die ausgeübten Grausamkeiten ersticken sie die edlen Empfindungen und den Trieb der Ehre, welche die Quellen einer wahren Tapferkeit sind; und sie erzittern endlich vor einer jeden Gefahr, wo sie mehr Widerstand wahrnehmen, als sie von unbewehrten Bauern und Weibern gewohnt sind. Diese Wahrheit, daß Kriegsvölker, die auf das grausamste gewütet haben, sich hernach in Schlachten, Belagerungen und Scharmützeln als die verzagten Memmen aufgeführet haben, könnte durch unzählige Beyspiele aus den Geschichten alter und neuer Zeiten bestätiget werden, wenn sie anders noch einigem Zweifel unterworfen wären.

Eben so ungezweifelt ist es, daß ein Kriegsheer, dem man in des Feindes Lande alle Ausschweifungen gestattet, diejenige gute Zucht und Ordnung verlieret, welche die Seele aller kriegerischen Unternehmungen ist. Soldaten, welchen aller Muthwille erlaubet wird, können niemals in solcher Ordnung und Thätigkeit erhalten

werden, als unumgänglich erfordert wird, wenn man einem muthigem Feinde grausamen Widerstand thun, und wider denselben etwas ausrichten will; und ein Feldherr, welcher nachsehen kann, daß seine Befehle in einem so wichtigem Puncte ausser Augen gesetzet werden, hat sich bey ernstlichen Gelegenheiten keines bessern Gehorsams zu versprechen.

Die Ausschweifungen, die man den Soldaten in Feindes Lande gestattet, sind auch der Subsistenz des Kriegsheeres äusserst schädlich. Durch den Muthwillen der Soldaten werden viele Dinge verwüstet, die dem Unterhalte der Armee vortreflich zu statten gekommen wären; und wenn das Landvolk vor der Grausamkeit der Feinde entfliehet, so nimmt es, so viel möglich, seine Lebens-Mittel mit sich, oder vergräbet dieselben: Der Feind entziehet sich also selbst den Unterhalt und viele Bequemlichkeiten an Vorspann und tausend andern Dingen, die er aus denen gegenseitigen Landen hätte ziehen können; und er siehet sich genöthiget, seine Lebens-Mittel und Nothwendigkeiten mit großen Kosten und Zeit-Verlust aus andern Landen herbey zu schaffen, wobey nicht selten das Kriegs-Heer einem großen Mangel ausgesetzet wird.

Es

Es ist demnach nichts weniger als den guten Kriegs-Regeln gemäs, denen Soldaten in Feindes Lande Ausschweifungen und Grausamkeiten zu gestatten; und diese barbarische Art Krieg zu führen, welche die gesunde Vernunft und die Menschen-Liebe gleichmäßig verabscheuen, ist selbst dem Heer, das sie ausübet, äusserst schädlich und verderblich. Alle wahre und große Helden haben auch zu allen Zeiten eben sowohl in Feindes als in Freundes Lande die vollkommenste Zucht und Ordnung unter ihren Heern erhalten. Lasset uns doch die Beyspiele der berühmtesten Helden etwas näher betrachten.

Cyrus, gleichwie er der erste Held des Alterthums ist, von dessen Eigenschaften und Thaten wir zuverläßige Nachricht in denen Geschichten finden, ohne, daß diese Nachrichten in die Dunkelheit der fabelhaften Zeiten und in die Ungewißheit der poetischen Erdichtungen eingehüllet sind, ist auch der erste, von dem wir wissen, daß er eine vollkommene und strenge Kriegszucht bey allen Gelegenheiten unterhalten hat, wie wir in dem Herodot, Xenophon, und andern Schriftstellern genugsame Nachrichten und merkmahle davon finden. Die Perser,

die durch ihn ihr Haupt über alle andere Völker empor huben, und die Beherrscher von Asien wurden, waren damals ohnedem einer strengen Lebens-Art und eines genauen Gehorsams gegen dir Befehle ihrer Obern gewohnt, wodurch dem Cyrus die einzuführende gute Zucht destomehr erleichtert wurde; und wahrscheinlich haben sie es dieser Eigenschaft blos zu danken, daß sie Asien unter ihre Bottmäßigkeit brachten.

Daß Alexander der Große in allen seinen Siegen und Eroberungen, womit er als ein reissender Strom den größten Theil der bewohnten und bekannten Welt überschwemmte, die genaueste Kriegszucht unterhalten habe, davon finden wir bey denen Geschichtschreibern die unverwerflichste Zeugnisse. Dieser ausserordentliche Ueberwinder sah es als ein Verbrechen an, wenn seine Soldaten an dem glücklichen Erfolge seiner Unternehmungen zweifelten, geschweige, daß sie an dem Gehorsam gegen seine Befehle etwas hätten ermanglen lassen dürfen; und gleichwie er eben so mit den besten Grundsätzen der Regierungs-Kunst erfüllet war, als sein Muth alle Vorstellungen von der Tapferkeit der Helden übertraf;

so war er so weit entfernet, die überwundenen Völker durch den Muthwillen der Soldaten leiden zu lassen, daß er ihnen vielmehr keinen Heller Tribut mehr auflegte, als sie unter ihren vorigen Beherrschern entrichtet hatten.

Sulla, der gegen die Vornehmsten der Gegen-Parthey ein grausamer Ueberwinder war, unterhielt dennoch in den Ländern selbst, die ihm zuwider gewesen waren, die strengste Kriegszucht. Vellejus Paterculus versichert, daß er sein Kriegs-Heer mit einer solchen Ordnung und Stille durch Calabrien und Apulien in Campaniam geführet hätte, daß Früchte, Aecker, Städte und Menschen nicht das geringste gelitten hätten.

Julius Cäsar, dessen Geist und Fähigkeiten eben so groß als sein Muth waren, und welcher, wenn er einige Laster an sich hatte, solche durch verwundernswürdige Tugenden ersetzte, gewöhnte seine Soldaten hauptsächlich zum Gehorsam und zu Ertragung des Ungemachs an. Er forderte den genauesten Gehorsam von ihnen, ohne, daß sie von seinen Unternehmungen im geringsten unter-

unterrichtet waren. Suetonius meldet ausdrücklich, daß er seine Absichten und Maasregeln geändert habe, wenn etwas von denenselben bey der Armee bekannt worden wäre.

Oefters ließ er das Kriegsheer aus dem Lager, das sie den Augenblick bezogen hatten, wieder ausrücken, und weiter marschiren, besonders, wenn es böses Wetter war, blos, um sie zu einem uneingeschränkten Gehorsam und zu Ertragung des Ungemachs anzugewöhnen. Hierinn gieng er ihnen selbst mit seinem Beyspiel vor. Er marschirte zu Fuß mit entblößtem Haupt vor seiner Armee her, und war so wenig zärtlich in seiner Lebens-Art, daß er alles Ungemach mit ihnen theilte, und mit denen gemeinsten Speisen zufrieden war. Einsmal ließ er seinen Becker prüglen, weil er ihm ein besseres als gemeines Brod gebacken hatte. Wenn er zuweilen von der Krieszucht etwas nachließ; so geschah es blos zu der Zeit, wenn sein Kriegs-Herr einen Sieg erfochten hatte; und dennoch bestand diese Freyheit, die er ihnen alsdenn gestattete, nicht in der Verwüstung des Landes, sondern in andern bey den Soldaten nicht ungewöhnlichen Ergötzungen und Ausschweifungen. Allein, zur anderer Zeit, und insonderheit, wenn

er

er gegen den Feind anrückte, unterhielt er die strengste Krieszucht, wie Suetonius und andere Geschichtschreiber versichern. Bey dem allen ist niemals ein Feldherr von seinen Soldaten so sehr geliebet worden, als Cäsar. Man findet davon Beyspiele, die gantz unglaublich seyn würden, wenn nicht alle Zeugnisse der Geschichte darinnen übereinstimmeten.

Pompejus der Große, der nicht weniger ein Held war, ob er gleich unter dem Glücke des Cäsars erliegen mußte, hat in allen seinen großen und herrlichen Unternehmungen die vollkommenste Krieszucht beobachtet. Die Geschichtschreiber haben davon eine Menge Zeugnisse; und Cicero versichert, daß, als er sein Kriegs-Heer nach Asien geführet habe; so sey auch nicht eine Spur zu finden gewesen, daß jemanden durch eine Uebelthat sey Schade zugeführet worden.

Wenn irgend ein römischer Kayser unter den Nachfolgern des Cäsars durch seine Kriegs-Thaten berühmt worden ist; so finden wir bey denen Geschichtschreibern allemal auch ihre vortreffliche Kriegszucht bemerket, so daß große Thaten nur die Folgen von der Ordnung und

Disciplin

Disciplin bey denen Kriegs-Heeren zu seyn schienen. Lampridius meldet, daß, als Kayser Alexander Severus seinen Zug in Parthien verrichtet; so hätte man glauben sollen, daß nicht Soldaten, sondern Rathsherrn marschiret hätten. Die Befehlshaber wären bescheiden, und die Soldaten liebenswürdig gewesen, der Kayser aber wäre deshalb von den Landleuten als ein Gott verehret worden.

Sogar unter denjenigen Völkern, die wir vor barbarisch und ungesittet halten, sind wahre und große Helden allemal strenge Beobachter der Kriegszucht gewesen. Man findet dieses von dem Tamerlan bemerket; und Machomet der zweyte, dieser große Eroberer, welchem das türckische Reich seine ungeheure Größe hauptsächlich zu verdanken hat, unterhielt seine Kriegs-Heere in einer verwundernswürdigen Zucht und Gehorsam. Als er mit einem großem Heer in Ungarn eindrang, und die Christen aus dem Markte Ketsche ihm ein Geschenk von Victualien brachten, und um eine Salveguarde baten, so schenkte er ihnen dreyhundert Ducaten und einen türkischen Kaftan, der, wenn sie denselben seinen Soldaten zeigten, ihnen statt aller Salveguarte seyn würde; und in der That, so bald sich der

Richter

Richter des Marktes in diesem Kaftan setzen ließ; so wollten die türkische Soldaten nicht das geringste ohne Bezahlung annehmen, und unterstanden sich nicht einmal in dem Markte zu übernachten, wenn sie nicht besonders von denen Einwohnern dazu eingeladen wurden.

Wir würden eben dieses in den neuern Zeiten von allen Feldherren zu zeigen vermögend seyn, die auf den Nahmen der Helden einigen Anspruch machen können, wenn uns Friederich der Große, dieser wahre Held unserer Zeiten, den die spätesten, von Neid und Befürchtungen befreyeten Jahrhunderte über alles hinaus setzen werden, was das Alterthum weises, großes, edles und heldenmüthiges gehabt hat; uns nicht statt aller Beyspiele dienen könnte. Die vortrefliche Kriegszucht, welche dieser in allem Betracht ganz unvergleichliche Monarch auch in feindlichen Ländern beobachtet, davon selbst die Unterthanen der feindlichen Staaten ein einmüthiges Zeugniß ablegen, und welche denen Preussischen Kriegs-Völkern nicht weniger zur Ehre gereichet, als ihre Kriegs-Thaten, wird denen Helden der künftigen Zeiten eben so sehr zum Muster dienen, als die Helden-Thaten Friederichs, bis zu denen entfernte-

fernteſten Jahrhunderten ein Gegenſtand der Bewunderung und der Nachahmung vor ſie ſeyn werden.

Wenn demnach die Regeln der Kriegs-Kunſt erfordern, daß man beſtändig, und auch ſogar in Feindes Lande eine vollkommene Kriegszucht beobachtet; und wenn die wahren Helden alter und neuer Zeiten beſtändig alſo verfahren haben; ſo erwächſet ſchon von ſelbſt die Vermuthung, daß das allemal die Gegenfüßler der Helden ſind, die eine ſchlechte Kriegszucht unterhalten. In der That, wenn übel diſciplinirte Armeen etwas ausrichten; ſo geſchiehet es blos, weil der Feind immer noch ſchlechter beſchaffen iſt. Wenn die Welt zuweilen unterrichtet wäre, mit was vor wenig Muth und Ordnung dasjenige ausgerichtet wäre, was ſie als rühmliche Thaten anſehen: ſo würde der Werth derſelben verringert werden. Wenn ein Feiger einen andern jaget, der noch feiger iſt; ſo wird deshalb der erſte feige kein Held.

Ich bin in denen Feldzügen von 1741. bis 1742. in Böhmen und Mähren ein Augenzeuge von denen Kriegs Verrichtungen vielerley Herren Völker geweſen, die alle nur eine mittelmäßige

mäßige und zum Theil eine sehr schlechte Kriegszucht beobachteten; und ich bin bey vielen Unternehmungen, die man als besondere tapfere Thaten in der Welt angesehen hat, entweder selbst gegenwärtig, oder sehr in der Nähe gewesen. Der Verdienst des obsigenden Theils hat fast allemal in der ungemein großen Zaghaftigkeit des Feindes bestanden. Vielleicht entschließe ich mich einmal über diese Feldzüge Anmerkungen heraus zu geben.

Man sollte von der Nation, die sich selbst vor kriegerisch ausgiebt, deren Schriftsteller von ihrer Tapferkeit und Muth viel Rühmens machen, die sich vor die gesitteste und vernünftigste, ja sogar vor den Brunquell der Artigkeit und Höflichkeit in ganz Europa ansiehet, erwarten können, daß ihre in Deutschland eingerückten Kriegs-Heere die vollkommenste Kriegszucht beobachten würden. Allein, die einstimmige Nachrichten selbst aus den Landen ihrer Freunde und Anhänger bestärken diese Vermuthung keineswegs; und sie legen selbst öffentliche Zeugnisse ab, daß sie nichts weniger als Zucht und Ordnung zu unterhalten willens sind, indem sie sogar den Lauf der ordentlichen Posten hemmen, die Briefe eröffnen, und die Paquets davon rau-

ben; und zwar thun dieses nicht etwa Marodeurs, sondern commandirende Befehlshaber. Wenn je eine Sache heilig und unverletzlich seyn soll; so sind es die öffentlichen Posten. Die Posten haben in ganz Europa einen unzertrennlichen Zusammenhang; uud diejenigen, so in des Feindes Lande gehen, sind eben sowohl vor die Alliirten, freundschaftlichen und neutralen Länder, als sie vor die feindliche Staaten sind. Der Abbruch, den man hierdurch dem Feinde thut, ist über die massen geringe; und man kann ihm hierinnen keinen Schaden zufügen, ohne zugleich den freundschaftlichen und neutralen Landen großen Nachtheil zu verursachen. Denn, wenn man sagen wollte, daß man die in des Feindes Land bestimmten Briefe und Paquete davon nehmen könnte; so weis man ja, daß die in ein Land addreßirten Briefe und Sachen öfters weiter fort spediret werden sollen. Die Hemmung und Angreiffung der Posten ist also der höchste Grad der Unordnungen des Kriegs, und nichts weniger als einer Art Krieg zu führen gemäs, die in vernünftigen und gesitteten Zeiten statt finden sollte. Am allerwenigsten aber sollte man dieses von denen Herren Franzosen gewarten, die Garants des Westphälischen Friedens seyn wollen.

Diese

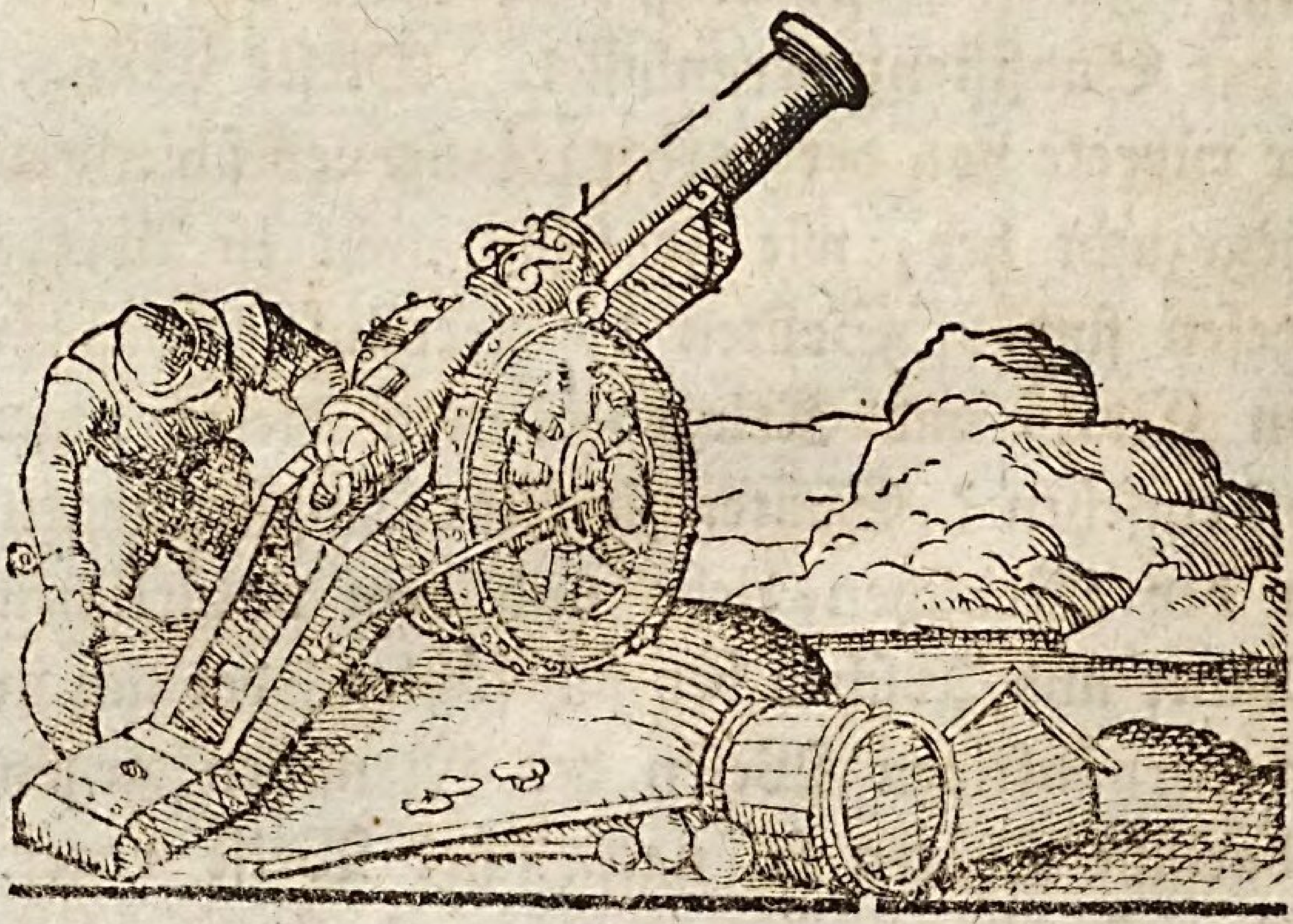
Diese sonderbare Eigenschaften, welche sich dieses Volk beylegt, verdienen wohl bey einer andern Gelegenheit eine nähere Beleuchtung. Kein vernünftiger Mensch kann einsehen, wie es jezo die Frage von dem Westphälischen Frieden ist. Anf eben diese Art, wie sie sich jezo diese Eigenschaft beylegen, so kann nicht das geringste in Deutschland vorgehen, wobey sie sich nicht als Garants des Westphälischen Friedens einmischen könnten. Diejenigen, welche sie in dieser Eigenschaft erkennen, würden große Ursache haben, unterthänige Remonstranzen an die Herren Franzosen ergehen zu lassen, daß sie doch vor allen Dingen die Garantie des Westphälischen Friedens wider sich selbst leisten möchten. Niemand hat durch die fameuse Clausul des Riswickischen Friedens und durch andere Vorfälle den Westphälischen Frieden so sehr durchlöchert, als eben sie, und wenn die Aufrechterhaltung der gesamten deutschen Staats-Verfassung zum Westphälischen Frieden gehöret; so müßen sie sich selbst den Einmarsch in Deutschland verwehren, weil die deutsche Staats-Verfassung und der ausdrückliche Innhalt der eidlich beschwornen Kayserl. Wahl-Capitulation erfordert, daß ohne Einwilligung des gesamteu Reichs keine fremde Truppen in Deutschland eingeführet werden sollen;

len; am allerwenigsten aber, daß solche fremde Völker alle deutsche Lande, denen sie sich nähern, in Contribution setzen, und den Lauf der öffentlichen Posten stöhren sollten. Seitdem diese Abhandlung zum erstenmal gedruckt worden, hat man durch das Betragen derer Herren Franzosen in Deutschland gar keine Veranlassung bekommen, dasjenige zu widerrufen, was von ihnen hier gesagt worden. Die nachherigen Vorgänge zu Bielefeld, zu Halberstadt, und anderer Orten beweisen nicht allein ihre mittelmäßige Kriegszucht, sondern der zu Halberstadt beweiset noch etwas mehr, nemlich einen mit Ueberlegung und von denen Befehlshabern selbst gefaßten Vorsatz, unschuldige und wehrlose Städte gänzlich zu ruiniren.

Unterdessen, seitdem wir die Russen näher haben kennen lernen; so müßen wir freylich gestehen, daß die Franzosen gegen die Russen zu rechnen, wahre Engel von Soldaten sind, und daß die französische Kriegszucht gegen die russische sehr große Lobenserhebungen verdienet. Ich kann bey dem zweyten Druck dieser Abhandlung von diesem Verfahren der Russen unmöglich schweigen, ohne mich einer sehr niederträchtigen

gen Heucheley schuldig zu machen, nachdem ich einmal bey dem ersten Abdruck die französische schlechte Kriegszucht getadelt hatte. Diese Abhandlung hält meines Erachtens überzeugende Gründe in sich, daß eine üble Kriegszucht selbst denenjenigen nicht vortheilhaftig ist, die sie ausüben; und mich deucht, die Russen haben hiervon bereits einige Erfahrungen. Ihr erster Rückzug vor dem Jahr aus Preussen wurde ihrem eigenen Geständniß nach durch den Mangel der Subsistenz veranlasset. Dieser Mangel aber rührete von der vorhergegangenen schlechten Kriegszucht her, wie sie selbst nicht in Abrede gewesen sind. Sollten die vernünftigen russischen Civil- und Kriegsbedienten dieses nicht selbst einsehen? Sollten sie keine Empfindungen von der Menschen-Liebe und dem natürlichen Schauer und Abscheu bey sich fühlen, der sich in dem vernünftigen Wesen der Menschen gegen barbarische Thaten so natürlicher Weise reget. Sollten sie nicht wahrnehmen, daß alle vernünftige Menschen hier interessiret sind, und daß es einer ganzen Nation zum ewigen und unauslöschlichen Vorwurf in den Geschichten gereichet, wenn sie sich dergleichen zu Schulden kommen läßt. Nein, das kann ich mir unmöglich einbilden; und alle vernünftige Menschen, denen

das allgemeine Wohl des menschlichen Geschlechts am Herzen liegt, hoffen mit mir, daß man die irregulairen Truppen, denen wahrscheinlich diese Ausschweifungen am meisten beyzumessen sind, künftig mehr im Zaum halten wird.



III.

Ob es nach den Regeln der Staats-Kunst rathsam ist, den Verlust einer Schlacht zu läugnen, oder falsche Siege und Vortheile auszubreiten.

III.

Von Ausbreitung falscher Siege und Vortheile.

Es geschiehet in denen Kriegen nicht selten, daß sich der eine Theil fälschlich den Sieg zueignet. Man thut dieses nicht nur, wenn der Vortheil ziemlich gleich gewesen ist, sondern sogar, wenn man wirklich geschlagen worden ist. Man findet hin und wieder glaubwürdige Nachrichten, daß der Prinz Eugen dieses Kunststück mehr als einmal ausgeübet hat. Der gegenwärtige Krieg hat uns gleichfalls bereits hiervon ein Beyspiel gegeben; und wahrscheinlich gehöret es in das neue Staats-System, daß man Minen von dieser Art mehr wird springen lassen. Es wird also meinen Lesern nicht

unangenehm seyn, wenn ich die Frage untersuche, ob es nach den Regeln der Staats-Kunst rathsam ist, „den Verlust einer Schlacht zu „läugnen, oder falsche Siege und Vortheile aus„breiten.„ Ich will erst diese Gedanken des berühmten Bayle in einer, seinem historischen und critischen Wörterbuch angefügten Dissertation über diesen Gegenstand, jedoch ohne die häuffigen Citationen, mitheilen, und sodann will ich selbst meine Meynung hievon sagen.

„Man eignet der Catharina von Medicis „diesen Spruch zu, daß eine falsche Neuigkeit, „die drey Tag geglaubet wird, einen Staat er„retten könne. Die Geschichte ist voll von dem „Nutzen der falschen Neuigkeiten. Die Häupter „der Lige behaupteten sich dadurch lange Zeit in „Paris. Der Herzog von Maine, der nicht läug„nen konnte, daß er die Schlacht bey Jvri ver„lohren hatte, breitete das Gerücht aus, daß der „Bearner hier tod geblieben wäre, und daß die „Lige auch in andern Gegenden siegreich wäre. „Peter Matthias, (in der Geschichte Ludwig des „Eilften,) erzählet, daß der Graf von Charlois, „welcher einsah, wie nöthig es war, daß seinem „Herrn durch die Hofnung eines schleunigen Bey„standes

„standes Muth gemachet würde, mit einem Par-
„füsser-Mönch abredete, daß er sich stellen muß-
„te, als käm er aus Bretagne, mit dem Vor-
„geben, daß er die Armee so nahe zurückgelassen
„hätte, daß man sie noch diesen Tag ankommen
„sehen würde. Dieses Kunststück vermehrte, wo
„nicht den Muth, jedoch die Gedult der Allernie-
„dergeschlagensten, und man zog aus dieser Lü-
„gen Vortheil, wenigstens die kurze Zeit über,
„da sie geglaubt wurde. Das große Verlangen,
„die Völker aus Bretagne ankommen zu sehen,
„verursachte, daß man diese Lügen als eine
„Wahrheit annahm, ohne sie zu untersuchen.
„Wenn ein Kries-Heer oder eine Stadt Bey-
„stand erwartet; so muß man beständig versi-
„chern, daß er kommt; und wenn man auch
„Zeitung von dem Gegentheil hätte; so ist es
„der Klugheit eines Oberhaupts gemäs, ein
„ganz ander Gerüchte laufen zu lassen. Syphax
„meldete dem Scipio, daß er ihm nichts weni-
„ger als Beystand schicken könnte, sondern, daß
„er vielmehr auf die Seite von Carthago getret-
„ten wäre. Scipio erzeigte dennoch denen Ab-
„gesandten die besten Bewirthungen und Schmei-
„cheleyen, und beschenkte sie reichlich, damit er
„seinen Leuten glaubend machen möchte, daß
„Syphax käme, und daß die Abgesandten nur
„wieder

„wieder umkehrten, um seine Ankunft zu beschleu-
„nigen. In Ansehung solcher listigen Erfindun-
„gen kann man hauptsächlich sagen: es geschiehet
„nichts neues unter der Sonnen. Die Neuern
„sind hierinnen nichts anders, als die Abschrei-
„ber des Alterthums. Man hat fast zu allen
„Zeiten niemals auf die Ehre Anspruch gemacht,
„bey denen frischen Nachrichten von den Un-
„glücks-Fällen des Staats aufrichtig zu seyn;
„und es wird allezeit nachtheilig seyn, sich diese
„Ehre in den Kopf zu setzen. Titus Livius ta-
„delt den römischen Burgermeister nicht ohne
„Grund, daß er nach der unglücklichen Schlacht
„bey Cannas denen Deputirten der Bundsge-
„nossen den ganzen Verlust, den er erlitten hatte,
„aufrichtig gestand. Die Würkung von dieser
„Aufrichtigkeit war, daß die Bundsgenossen ur-
„theilten, Rom könnte sich nicht wieder aufhel-
„fen, und daß man folglich sich mit Hannibal
„verbinden müßte.

„Wir wissen aus dem Plutarch, daß ein
„Athenienser grausam gepeiniget wurde, um ei-
„ne böse Zeitung gebracht zu haben, die dennoch
„sehr richtig war. Nachdem derselbe von einem
„Fremden, der in dem Piräischen Haven an das
„Land

„Land gestiegen war, die Niederlage des Ninas
„erfahren hatte; so gieng er stehendes Fußes,
„um dieses große Unglück der Obrigkeit zu ver-
„kündigen. Man wollte wissen, woher er diese
„Nachricht hätte; und gleichwie er seinen Urhe-
„ber nicht nennen konnte; so züchtigte man ihn
„als einen betrügerischen Stöhrer der öffentli-
„chen Ruhe. Man hörte nicht auf ihn zu pei-
„nigen, bis man die Wahrheit dieser Zeitung er-
„fuhr. Wenn er fälschlicher Weise einen Sieg
„angekündiget hätte; so würde man ihn nicht
„bestraft haben. Die That des Stratokles
„macht, daß ich also urtheilen muß. Er überredete
„die Athenienser, den Göttern ein Opfer zu
„bringen, um ihnen vor die Niederlage der
„Feinde zu danken; und er wußte doch nur allzu
„gut, daß die Flotte der Athenienser geschlagen
„war. Die Zeitung von diesem Unglück wurde
„endlich gewiß und öfentlich bekannt. Man er-
„zürnte sich im ganzen Ernst wider den Betrü-
„ger Allein, man ließ sich mit seiner Antwort
„abspeisen, und es geschah nichts weiter.
„Was vor Unrecht habe ich euch zugefügt, sagt
„er, ich bin Ursach gewesen, daß ihr drey
„Tag hindurch vergnügte Stunden gehabt
„habet.

„Villeicht

„Villeicht giebt es Leute, die diese Gedan„ken nicht ganz vor ungegründet halten. Man „wird sagen, die Athenienser gewonnen dadurch „zwey oder drey Tage voller Vergnügen und „Ergötzlichkeiten, und sie entfernten so lange „den Verdruß von sich, den diese böse Zeitung „verursachen mußte. Allein, im Grund ist die„ses ein gar kleiner Vortheil. Es ist sehr ver„drüßlich, von einer falschen Ueberredung, die „große Freude verursachet hat, zurück zu kehren; „und man empfindet hernach das Gewicht des „Unglücks desto nachdrücklicher. Uebrigens ma„chen die öffentlichen Freudensbezeugungen über „einen eingebildeten Sieg eine ganze Nation „verächtlich, und geben dem Feind guten Stoff „zum Lachen. Wenn man dem Stratokles nach „Verdienst hätte begegnen wollen, so würde man „ihn ernsthaft gestraft haben.

„Vielleicht kann eine Privat-Person also „verfahren, was Cicero gethan hat; wenigstens „würde es von keinen wichtigen folgen seyn. „Unterdessen ist es doch allemal wahr, daß die „wahre Klugheit erfordert, auch in Privat-An„gelegenheiten nicht allzu leichtgläubig zu seyn. „Es ist nicht gewiß, daß mein Feind tod ist;

„vielleicht

„vielleicht wird man in einigen Tagen erfahren, „daß er gesund und wohl ist. Allein unterdessen ziehe ich aus dem laufenden Gerüchte Vortheil; ich glaub es, und das ist so viel Gewinn „vor mich. Dieses ist die Sprache des Cicero. „Es liegt nichts daran, ob dieses ein bloser „Scherz, oder eine aufrichtige Erklärung seiner „Gedanken gewesen ist. Allein, wenn ein „Staat auf diese Art verfahren, und nach einer „falschen Nachricht von der Niederlage der Feinde seine Maaßregeln einrichten wollte; so würde er sich zuweilen einem großen Unglück aussetzen. Es erzählet ein Geschichtschreiber, daß, „nachdem daß Gerücht gelaufen, daß Scipio, „der Africaner, und sein Bruder gefangen genommen, und daß die römische Armee, die sie „unter ihrem Befehl hatten, von dem Antiochus „gänzlich geschlagen worden wäre, die Aetolier „sofort das römische Joch abgeworfen hätten. „Dieser Schritt konnte ihnen nicht anders als „nachtheilig seyn. Die Nachricht des Livius „hiervon, die verschiedene Besonderheiten enthält, verdienet nachgelesen zu werden. Man „findet hier ein schönes Beyspiel von der Betrüglichkeit des Gerüchts. Man siehet hier, „daß eine offenbare Unwahrheit selbst die Deputirten der Aetolier bey der Armee des Scipio

„zum

„zum Urheber hatte, und daß nur ein Ge„schichtschreiber hiervon die Nachricht hinter„lassen hat.

„Man muß nicht glauben, daß Catharina „von Medicis hat sagen wollen, daß eine falsche „Neuigkeit, die drey Tag geglaubt wird, den „Staat bey aller Gelegenheit erretten könnte. „In solcher Art von Sprüchen muß man keine „allgemeine Wahrheit suchen. Eine falsche Ue„berreduug ist zuweilen nützlich, zuweilen schäd„lich; und vielleicht kann man eben das von ei„ner wahren Ueberredung sagen. Die Wahr„heit, die viel allgemeiner ist, kommt daraüf an, „daß es allemal nützlich ist, dem Volk einen „Theil des Unglücks bey dem Verlust der „Schlachten, und bey allen andern wichtigen „Unglücksfällen zu verbergen. Dieser Betrug „gehört nicht unter dasjenige, was man Staas„streiche oder Geheimnisse der Regierungs„Kunst nennet. Das ist ein gewöhnliches Ver„fahren der politischen Klugheit, und gleichsam „eine Regel, die zum A, B, C, in dieser Wis„senschaft zu rechnen ist. Niemand kann dem„nach die Verstellung der Wahrheit bey einer „Nachricht tadeln, die unmittelbar auf die Be„gebenheit

„gebenheit folget. Das gemeine Beste erfordert, „daß man rednerische Figuren anwendet, welche „den Verlust, den man erlitten hat, und den „Vortheil des Feindes verringern.

„Allein villecht würde es zu wünschen seyn, „daß diese Nachrichten nur vor das Ohr wären, „oder, daß sie wenigstens nicht gedruckt wür„den. Denn der Druck verewiget sie, und macht, „daß sie von den Geschichtschreibern zum Grun„de geleget werden.

„Dieses breitet über die Geschichte ein un„durchdringliches Chaos der Unwissenheit aus, „und entziehet denen nachfolgenden Jahrhunder„ten die Erkenntniß der Wahrheit. Einige „glauben, daß dieses ein starkes Gegengewichte „auf der andern Seite ist, wenn auf der einen „die Lesung der Zeitungen allenthalben vielen „nützlichen, und angenehmen Unterricht verbrei„tet, und daß sie sogar den besten Schriftstellern „zur Lehre dienen kann. Allein, erwiedert man „hierauf, die Aufrichtigkeit herrscht nicht in die„sen täglichen Nachrichten; es sind vielmehr „Schutzschriften als Geschichte. Und was ist

„denn eine Schutzschrift? worinnen man sich be„mühet, nichts als die gute Seite von seiner „eignen, und die schlimme Seite von des Geg„ners Sache zu zeigen.

„Wenn diejenigen, die also reden, ein gu„tes Mittel an die Hand geben könnten, daß „dasjenige nicht geschehe, was sie verdammen; „so würden sie die sinnreichsten Köpfe von der „Welt seyn. Es ist wahr, man vergrössert und „verringert darinnen die Sachen; allein ver„nünftige Leser werden dadurch nicht betrogen. „Sie wissen gar wohl diejenige Blätter zu un„terscheiden, die sich am meisten der Wahrheit „und dem guten Glauben nähern.

„Aber bey dem allen ist es nicht möglich, „in diesen Schriften alles dasjenige bekannt zu „machen, was man weis. Man muß etwas „des öffentlichen Nutzens halber, und zuweilen „auch etwas der Privatvortheile halber aufop„fern. Da die List ohnedem in dem Kriege er„laubet ist; so muß man die Kunstgriffe der „Zeitungsschreiber entschuldigen. Der Fleiß, „den sie anwenden, denen Nachrichten des Fein„des

„des zu begegnen, sind eine Art des Krieges; „und daher kommt es, daß ihre Blätter von ei„nigen politischen Schriftstellern unter die Waf„fen der Feder gerechnet werden.„

So weit gehen die Gedanken des berühmten Bayle, die eigentlich zu der gegenwärtigen Frage gehören. Wir wollen nunmehro unsre eignen hinzufügen. Ich glaube, meine Leser werden seinem Urtheile von den Zeitungen gerne beytreten. Man siehet daraus, daß die Zeitungen vor sechszig Jahren schon eben so waren, was sie jezo sind, nämlich eine Mischung von Wahrheit und Lügen, ohne daß denen meisten Zeitungsschreibern selbst viel dabey zur Last geleget werden kann. Die wahren Nachrichten, sie kommen von dieser oder jener Seite, haben darinnen allemal eine gewisse Hülle um sich, indem auf der einen Seite zu wenig, und auf der andern Seite zu viel gesaget wird. Man hat hier die Körner mit samt den Spreu. Ein vernünftiger Leser weis die Körner schon davon abzusondern. Die leichte Spreu wird von dem Winde leicht weggetrieben. Man muß auf der einen Seite abziehen, und auf der andern zulegen. Wenn man eine Zeitung ein Viertel Jahr gelesen hat,

wenn man die Quellen beurtheilet, aus welchen die Nachrichten kommen; so wird man sich gar leicht Regeln machen können, wie groß oder klein dieser Abzug oder Zusatz seyn muß. Wir haben eine große Menge Tabellenschreiber. Hier fände einer von ihnen eine nützliche Arbeit zum Unterricht der Einfältigen. Er müßte alle holländische und deutsche Zeitungen in eine Tabelle bringen, und die Proportion des Zusatzes und Abzuges dabey bestimmen. Das würde just so eine Tabelle werden, als wenn man die Schwere der Körper im Wasser abwieget. Man würde in der Tabelle zweyerley Schwere bemerken müßen, die Schwere in der Luft oder im Winde, und die Schwere im Wasser. Die Ordnungen der Zeitungen müßten nach der größten Proportion der Lügen gemacht werden. Diejenigen, deren Schwere in der Luft, und im Wasser am wenigsten unterschieden ist, müßten die Stelle des Goldes einnehmen. Nach dieser Ordnung hoffe ich die F = = die E = = die S = = die C = = die H = = Zeitungen nicht an der Spitze zu sehen.

Was die Hauptfrage selbst anbetrift; so sind die Gedanken des Bayle seiner Gewohnheit nach lebhaftig und scharfsinnig. Allein ich glau-

be

be nicht, daß man ihm in allen Beyfall geben kann. Wenigstens ist der Satz, daß man bey allen Unglücksfällen des Staats dem Volke einen Theil des Verlustes verbergen müßen, keinesweges allgemein wahr. Dieses Verfahren kann von der Staatsklugheit nur bey zween Umständen gebilliget werden, nämlich, wenn der Unglücksfall in den Credit der Nation einen Einfluß hat, und wenn es nöthig ist, dem Volke und den Bundsgenossen einen Muth zu machen, oder sie auf der Partey standhaft zu erhalten.

Der Credit eines Volks ist eine sehr zärtliche Sache. Ein jedes Mißtrauen versetzet dem Credit eine Wunde. So bald sich ein großer Unglücksfall ereignet, der in die Commercien einen Einfluß hat; so entstehet ein solches Mißtrauen. Alle Ausländer, welche mit den Kaufleuten und Einwohnern des Landes in Verkehr stehen, werden wegen der Bezahlung der Waaren, die sie geliefert haben, oder zu liefern im Begriff sind, in Besorgung gesetzet. Die Actien und andere öffentliche Fonds dieser Nation, die Wechselbriefe ihrer Kaufleute fallen sofort, oder werden gar nicht angenommen. Diese Folge des Unglücksfalles ist ein neues Unglück, welches

der Nation sehr nachtheilig ist. Wenn es möglich gewesen wäre, das Unglück von Lissabon zum Theil vor denen Ausländern zu verbergen; so würde Portugal sein Unglück weit weniger empfunden haben. Bey allen Unglücksfällen also, welche in die Commercien, und in den Credit der Nation bey auswärtigen Völkern einen Einfluß haben, ist es der Staatsklugheit gemäß, das Unglück und den Verlust in den Augen der Welt, so viel möglich, kleiner zu machen.

Eben dieses findet auch bey denen Schlachten und Eroberungen statt, wenn es die Umstände erfordern, den Muth der Bundsgenossen zu stärken oder aufzurichten. Es war dem Prinzen Eugen nicht ganz zu verdenken, wenn er zuweilen einen Sieg ausbreitete, wo er geschlagen war. Das Haus Oesterreich hatte es mit vielen Bundsgenossen zu thun, die bey Muth und gutem Willen erhalten seyn wollten. Allein die Beylegung eines falschen Sieges ohne alle Wahrscheinlichkeit würde eine sehr thörichte Maaßregel seyn. Die Nation würde dadurch ihren Endzweck nicht erreichen. Sie würde sich vielmehr, wie Bayle bemerket, verächtlich und lächerlich machen. Eugen besaß die Geschicklichkeit,

keit, einen erdichteten Sieg wahrscheinlich zu machen. Er nahm unmittelbar darauf die Belagerung eines wenig beträchtlichen Platzes, oder eine andere nicht allzu wichtige Unternehmung vor. Man urtheilte daraus, eine Armeee, die sich thätig erwiese, könnte nicht geschlagen seyn; und der Sieg wurde geglaubet.

Dem Volke durch erdichtete Siege und Vortheile, oder durch Verbergung der unglücklichen Zufälle den Muth zu stärken, ist nur alsdenn nöthig, wenn das Volk einen großen Antheil an der Regierung hat, wenn man Aufruhr oder widrige Parteyen zu besorgen hat, oder wenn der Staat bereits wirklich von innerlichen Kriegen zerrüttet wird. In Staaten, wo dergleichen Umstände nicht vorwalten, besonders in unumschränkten Monarchien, hat man von dieser Staatsklugheit weder Schaden noch Vortheil zu gewarten. Dergleichen falsche Nachrichten sind auch alsdenn mehr eine Frucht der Eitelkeit, als der Staatsklugheit.

Es ist sogar weder in Ansehung der Bundsgenossen, noch in Ansehung des Volks bey der eingeschränkten Regierung eine allgemeine Regel,

daß dergleichen falsche Nachrichten nützlich sind. Die wahre Staatsklugheit erfordert öfters ganz das Gegentheil. Wenn ein Staat von mächtigen Feinden angegriffen wird, denen er sich nicht gewachsen zu seyn erkennet; so erfordert es im Anfange die Staatsklugheit, eher den Verlust und die Gefahr zuvergrößern, als zuverringern. Wenn die Holländer im Jahr 1672. die französischen Vortheile hätten geringer machen, und sich erdichtete Siege beylegen wollen; so würden sie ihre Bundsgenossen zu ihrer Rettung weit langsamer auf die Beine gebracht haben. Nichts wäre so sehr zur Unzeit gewesen, als wenn das Haus Oesterreich im Jahr 1741. als es von so vielen Feinden angegriffen wurde, sich hätte erdichtete Siege und Vortheile zuschreiben wollen. Der mäßige Verlust einer Schlacht würde damals der beweglichen Rede Ihro Majestät der Kayserinn auf dem Ungarischen Reichstage desto mehr Eindruck verschaffet haben.

Es ist so weit gefehlt, daß es allemal der Staatsklugheit gemäß seyn sollte, die feindlichen Vortheile geringer abzuschildern, daß es sogar Umstände geben kann, wo es der Staatsklugheit gemäß ist, sich mit Fleiß schlagen zu lassen.

Ohne

Ohne uns um Beyspiele in der alten Geschichte zu bemühen; so findet man, daß glaubwürdige Geschichtschreiber davor halten, es sey dem Hause Oesterreich nicht zuwider gewesen, daß die Türken im Jahr 1739. verschiedene Vortheile über seine Kriegsheere erhielten. Man seye über den Fortgang der Rußischen Waffen eifersüchtig gewesen, und habe Ursachen gewünschet, um einen Frieden schließen zu können. Mit dieser Staatsklugheit würde demnach ein erdichteter Sieg nicht übereingestimmet haben.

Wenn dergleichen falsche Nachrichten der Staatsklugheit wirklich gemäß sind; so kommt alles auf die Umstände an; und diese erfordern gewiß eine sehr reife Uberlegung. Man kan sich leicht durch solche falsche Ausbreitungen mehr Schaden als Vortheile stiften. Ich bin demnach mit dem Bayle gar nicht einverstanden, daß dieses ein A B C-Regel in der Staatsklugheit ist. Es wird dazu vielmehr eine sehr tiefe Einsicht und Kenntniß in derselben erfordert. Ueberhaupt wird es sehr wenig Fälle geben, wo dergleichen Erdichtungen im Kriege einen wahren Vortheil verschaffen. Ich habe mich noch nicht überzeugen können, daß die rechte Staats-

klugheit in List, Lügen und Mangel der Ehrlichkeit bestehet. Eine tiefe Einsicht in alle Umstände, Aufrichtigkeit, wohl überlegte Rathschläge, die ein unverbrüchliches Geheimniß sind, und eine geschwinde Ausführung derselben, sind meines Erachtens die Hauptregeln der Staatsklugheit.

Anhang
von
neuen Büchern,
welche
bey Verlegern dieses zu haben sind.

Beytrag zu dem Schreiben eines Portugiesen an seinen Freund in Rom, das widrige Schicksal der Jesuiten betreffend, 4. 760. 1 fl.

Bischoffs, Joh. Neue Optische Beyträge, hauptsächlich zu Vergrösserungsgläsern, und einigen merkwürdigen Vortheilen bey Fernröhren, mit Kupfern, 8. Ulm, 760. 20 kr.

Erhards, Oeconomische Pflanzen-Historie, 8. und 9ter Band, 8. 760. 54 kr.

Faber, Anton. Neue Europäische Staats-Canzley, 1. und 2ter Theil, 8. 761. 1 fl. 30 kr.

Gespräch

Gespräch, neues, im Reiche der Todten zwischen einem Königs- und Prinzenmörder, Johann Castell von Paris und Franz Gujon, sonst Balthasar Guerard, 4. Lissabon, 760. 12 kr.

- - - im Reiche der Todten zwischen dem berühmten Portugiesischen Jesuiten, P. Gabriel Malagrida, und dem Dominicaner-Mönch, Jacob Clement, 4. Paraguai, 760. 12 kr.

Hoffmann, Gottfr. Dan. diplomatische Belustigung mit des Nieder-Sächsischen Grafen Utoris und Herzog Heinrich des Löwen, an die Kayser Conrad II. und Friederich I. vertauschten Schwäbischen Gütern Nürtingen und Baaden, 4. 760. 30 kr.

Jägers, Christ. Tob. Buß-Beicht- und Communion-Buch für gnadenhungerige Seelen, 8. Ulm, 760. 24 kr.

von Justi, Joh. Heinr. Gottlob, Abhandlung von der Macht, Glückseligkeit und Credit eines Staats, 8. Ulm, 760. 15 kr.

Ladvocat,

Ladvocat, des Herrn Abts, historisches Hand-Wörterbuch, worinnen von den Patriarchen, Kaysern, Königen, Fürsten, großen Feldherren, heidnischen Gottheiten, Päbsten ꝛc. Gelehrten aller Wissenschafften, ihren Schrifften ꝛc. hinreichende und zuverlässige Nachricht ertheilet wird, aus dem Französischen übersetzt, mit einer Menge neuer Artickeln vermehrt herausgegeben, auch einer Vorrede versehen von Otto Christian von Lohenschiold, öffentlichen ordentlichen Lehrer der Geschichte ꝛc. auf der hohen Schule zu Tübingen, 2. Theile, groß 8. Ulm, 760. 5 fl.

Leben, ausführliches, und besondere Schicksale eines wilden Knaben von zwölf Jahren, der zu Barra, einer Schottländischen Insul, gefangen worden, 8. Ulm, 760. 15 kr.

- - - eines wilden Mädgens, 8. 12 kr.

v. Loen, des Hrn. freye Gedanken von dem Hofe, dem Adel, den Gerichtshöfen, und der Policey, von dem gelehrten, bürgerlichen und Baurenstand, von der Religion, Besoldungen der Ministern und einem beständigen Frieden in Europa, 8. zweyte Auflage, Ulm, 760. 15 kr.

- - - Adel, 8. 1 fl.

von

von Loen, des Herrn, redlicher Mann am Hofe, oder die Begebenheiten des Grafen von Rivera, mit schönen Kupfern versehen, neue Auflage, 8. Ulm, 760. 1 fl.

Marpergers, Hrn. Paul Jacob, Montes Pietatis, oder Leih-Aßistenz- und Hülfshäuser, Leihebänken und Lombards, ingleichem von Leibrenten, Todtencassen und Lotterien, neue verbesserte Auflage, herausgegeben von Joh. Heinr. Gottlob von Justi, 8. Ulm, 760 1 fl. 15 kr.

Milleri, Jo. Petri, Signa et Epistolae de Caelo delapsae, Prolusio historica, med. 4. Ulmae, 760. 12 kr.

- ej. de Corona Hungariae Apostolica Disquisitio, med. 4. Ulmae, 760. 15 kr.

Müßige Stunden in Stuttgardt, Tübingen und auf dem Lande, gr. 8. Ulm, 760. 15 kr.

Onomatologia Oeconomica - Practica, oder Oeconomisches Wörterbuch, in welchem die allernöthigste, nützlichste und durch sichere Erfahrung bewährte Haushaltungskünste, zur Stadt- und Landwirthschafft gehörige unentbehrliche Anmerkungen, auserlesenste Vortheile und Handgriffe nach alphabetischer

Ordnung

nung deutlich und aufrichtig beschrieben werden, samt einer Vorrede Herrn J. H. G. von Justi, erster Theil, gr. 8. Ulm, 760. 2 fl. 30 kr.

von Pembrock des Grafen und der Gräfin sämtliche Werke der Punctirkunst, mit Kupfer, 8. 760. 30 kr.

Pembrockin, Louisa, gantz natürlich- und öconomisches Wunderbuch vor Frauenzimmer, in 5. Theilen abgehandelt, 8. Ulm, 760. 1 fl.

Schelhornii, Jo. Georg. Apologia pro Petro Paulo Vergerio, Episcopo Justinopolitano, adversus Joannem Casam, Archiepiscopum Beneventanum, accedunt Monumenta quædam inedita ac præter alia IV. Epistolæ memorabiles, 4. Ulmæ, 760. 24 kr.

- - de Antiquissima Latinor. Bibliorum Editione, ceu primo Artis Typographicæ Fœtu & rariorum Librorum Phoenice, ad Cardin. Passioneum Diatribe, 4. ibid. 760. 12 kr.

Tausendkünstler, der öconomische, 2te Auflage, mit einem Anhang Sympathetisch- Antipathetisch- und vielen andern raren Künsten, 8. Ulm, 760. 1 fl.

Uken,

Uken, Melchias, Steganometographia sive Artificium novum & inauditum, quo quilibet etiam Latinæ Linguæ & Poëseos ignarus Epistolam Latino aut Germanico idiomate, & quidem Elegiaco carmine scribere potest, 8. Ulmæ, 759. 36 kr.

- - Geheimschreibkunst in Versen, dadurch ein jeder, der auch die lateinische Sprache und Dichtkunst nicht versteht, einen lateinisch oder deutschen Brief, und zwar in einem Elegiaschen Gedichte schreiben kan, nebst einer neuen Punctirkunst in Versen, 8. Ulm, 759. 45 kr.

Zeitpunct, unglücklicher, und gefährliche Absichten der Jesuiten in Portugall, in einem Gespräch im Reich der Toden zwischen Gabriel Malagrida, einem Jesuiten, und Robert Charnock, einem Englischen Edelmann, womit die berüchtigte Königsmörder - Historie beschlossen wird, 4. 760. 20 kr.

† † †

Hoffmanns, Gottfr. D. Ausgesuchte Schriften, die Oesterreichische und andere Geschichte betreffend, gr. 8. 761. 30 kr.

Merkwürdiges Sendschreiben eines Jesuiten, das Predigen und Beichtsitzen betreffend, 4. 761. 1 fl.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Loen, Johann Michael von

Des Herrn Geheimden Rath von Loen Freye Gedanken von dem Hof, der Policey, gelehrten- bürgerlichen- und Bauren-Stand, von der Religion und einem bestä ndigen Frieden in Europa samt einem Anhang dreyer Abhandlungen von den Besoldungen der Minister, der Kriegszucht und der Ausbreitung falscher

Ulm ; Frankfurt ; Leipzig 1761

Bamberg, Staatsbibliothek -- Oec.p.o.130
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11757057-0
VD18 1122374